

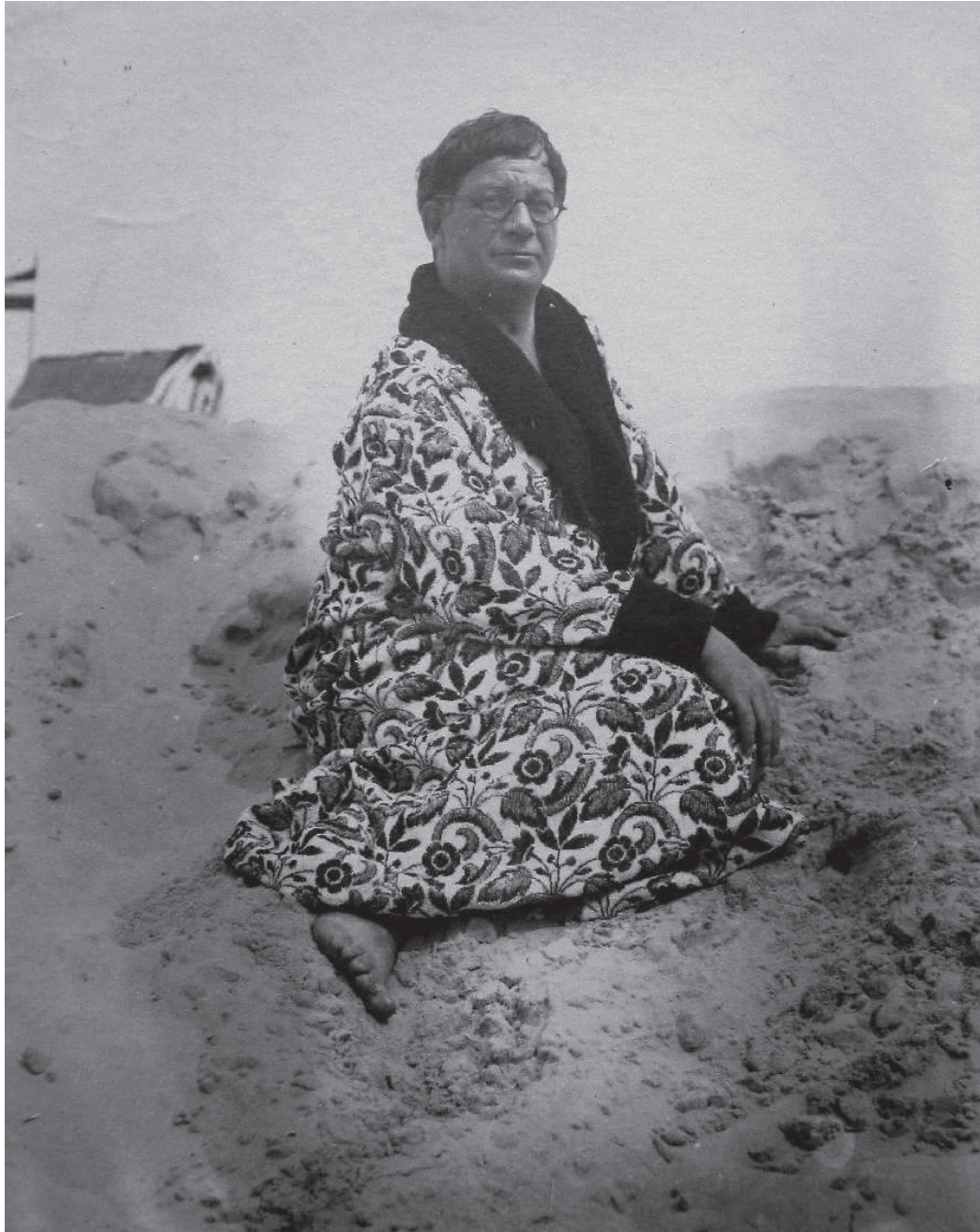
Werkbericht 2010

Institut für Neue Industriekultur INIK

*herausgegeben von
Markus Otto und Ilija Vukorep*

*mit Beiträgen von
Florian Breipohl
Karolina Hettchen
Sebastian Hettchen
Markus Otto
Heidi Pinkepank
Lars Scharnholtz
Ilija Vukorep*

| | |
|--|-----------|
| VORWORT | 04 |
| <i>Markus Otto, Lars Scharnholz u. Ilija Vukorep</i> | |
| MODERNE | 08 |
| <i>Markus Otto</i> | |
| RESSOURCE | 16 |
| <i>Markus Otto u. Lars Scharnholz</i> | |
| WAŁBRZYCH | 24 |
| <i>Karolina Hettchen</i> | |
| ERZGEBIRGE | 32 |
| <i>Heidi Pinkepank</i> | |
| METASTADT | 38 |
| <i>Florian Breipohl u. Lars Scharnholz</i> | |
| SIMULATION | 46 |
| <i>Ilija Vukorep</i> | |
| CURRICULUM | 52 |
| <i>Lars Scharnholz</i> | |
| SCHULFABRIK | 60 |
| <i>Sebastian Hettchen u. Lars Scharnholz</i> | |
| MENTORING | 68 |
| <i>Heidi Pinkepank</i> | |



- ◀ Abb.: Hans Poelzig, Architekt, 1869-1936, die Kopie der Abbildung befindet sich im Eingangsbereich des INIKs in Cottbus. (Quelle: Familie Poelzig)

Vorwort

Erstes Jubiläum: Die Idee des Institutes für Neue Industriekultur entstand vor 10 Jahren im Kontext eines Workshops der Internationalen Bauausstellung in der deutsch-polnischen Stadt Guben-Gubin. Ein kurzer Rückblick.

Von Markus Otto, Lars Scharnholtz und Ilija Vukorep

Es war ein sonniger, milder Herbsttag im Oktober 2000, als die Internationale Bauausstellung zu einem Planer- und Architektenworkshop in die Industriegebäude der alten "Gubener Wolle" einlud. Unter dem Dachgeschoss des Mittelbaus am Ufer der Neiße galt es, die deutsch-polnische Stadt neu zu denken. Die IBA hoffte damals auf den Erhalt der historischen Textilfabrik, die seit Anfang der 1990er Jahre still stand und suchte kreative Nachnutzungskonzepte mit grenzüberschreitender Ausstrahlung. Ein Kulturband zwischen den mächtigen Türmen der Industrieanlage, der grünen Insel in der Mitte des Flusses und dem gegenüberliegenden Gubiner Neißehang sollte entstehen. Baukultur war das Stichwort. Schließlich hatte kein Geringerer als Ludwig Mies van der Rohe 1927 sein modernes Erstlingswerk in Gubin errichtet: Das heute nur noch in Resten und als Bodendenkmal erhaltene Landhaus für Elisabeth und Erich Wolf. Die Konzepte der IBA und der aus Poznań, Wrocław, Guben, Gubin und Cottbus teilnehmenden Planer und Architekten waren so ambitioniert wie hoffnungsvoll. Die mit rund 37.000 m² Bruttogeschoßfläche riesige Gubener Wolle sollte eine zukunftsweisende Funktion erhalten: als deutsch-polnische Akademie oder als internationale Freihandelszone, als Markt für regionale Produkte oder als stillgelegte Vorhaltegebäude für Neues.

Zwischen all diesen Ideen kamen wir schließlich mit dem Breslauer Stadtplaner Andrzej Poniewierka auf einige grundlegende und folgenreiche Überlegungen: Ist die Gubener Wolle nur ein leeres Industriegebäude unter vielen in der Region? Sollte die deutsch-polnische Lausitz als Eldorado baulicher Hinterlassenschaften der Industriezeit in ihrer Gesamtheit betrachtet werden? Ergeben sich aus den unzähligen nicht mehr betriebsnotwendigen Kraftwerken, Textilhallen und Glaswerken Fragestellungen, die man langfristig mit einer For-

schungseinrichtung vor Ort beantworten sollte? Wäre es sinnvoll, ein deutsch-polnisches Institut zu gründen, das sich die Suche nach neuen Lösungen zum Umgang mit dem industriellen Erbe zur Aufgabe macht?

Die Idee des Institutes für Neue Industriekultur war geboren. Eine Machbarkeitsstudie wurde durch den Berliner Unternehmensberater und Architekten Thomas Herr erstellt. Auf der Suche nach einer Architektenpersönlichkeit, die sowohl für die Kultur des Industriellen, als auch die deutsch-polnische Region steht, stießen wir unweigerlich auf Hans Poelzig. Bis heute thront er mit einem außergewöhnlichen Portrait am Institutseingang. Gemeinsam mit Robert Bachmann, Günther Bayerl, Raimund Fein, Bernd Gläser, Barbara Ingenweyen, Andrzej Poniewierka, Karl Plastrotmann, Eugen Rabold, Hanne Sommer und Ralf-Rüdiger Sommer gründeten wir schließlich einen Verein und nutzten zunächst die Räume der Cottbuser Fachhochschule. Grundlage waren die inhaltliche und finanzielle Unterstützung des brandenburgischen Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur sowie das von der damaligen Hochschulpräsidentin Brigitte Klotz entgegengebrachte Vertrauen.

Sven Zuber, von der Forster Stadtverwaltung lud uns schließlich ein, mit dem Institut nach Forst (Lausitz) zu kommen. Dem mündlichen Angebot folgten innerhalb kurzer Zeit ein strategisches Gespräch mit dem damaligen Bürgermeister Gerd Reinfeld sowie seinem Baudezernenten Jürgen Goldschmidt und der Entwurf eines Ansiedlungsvertrages. 2005 gründeten wir schließlich die INIK GmbH und richteten mit dem Büro in Forst (Lausitz) unseren ersten Institutssitz außerhalb der Hochschule Lausitz ein.

Heute, 10 Jahre nach der Ideenfindung, ist das Institut an vier Standorten in der deutsch-polnischen und deutsch-französischen Euroregion präsent: Forst (Lausitz), Wrocław, Cottbus und Saarbrücken. Zahlreiche Projekte sind Nachweis einer umfassenden und interdisziplinären Forschungsarbeit. Der „rote Faden“ der inhaltlichen Ausrichtung des Institutes zieht sich durch alle Projekte. Dies bezieht sich auch auf die Vorhaben, die in dem vorliegenden Band durch die Autorinnen und Autoren thematisiert werden: Ob wir den Stadtbau im Saarland, die Entwicklung des Industriemuseums in Walbrzych, das Konzept für die Montanregion Erzgebirge oder ein bislang wenig beachtetes Inkunabel der Nachkriegsmoderne in Niedersachsen thematisieren, Kern unserer Arbeit ist die „Neue Industriekultur“. So gesehen ist auch unsere strategische Ausrichtung aus dem Jahr 2000 brandaktuell geblieben:

„Zentrales Ziel ist es, die bisherige Diskussion zur Industriekultur weiter zu entwickeln. Der Begriff Neue Industriekultur spricht den sich wandelnden kulturellen Wert der Industrialisierung an und stellt die allmähliche Transformation der Industrieökonomie in den Vordergrund. Damit wird die Industrialisierung weniger retrospektiv untersucht, sondern vielmehr als ein Prozess verstanden, der auch in Zukunft die gesellschaftlichen Wertvorstellungen bestimmen wird. Im Rahmen der Auseinandersetzung mit Neuer Industriekultur wurde erkannt, dass die Industrialisierung nicht durch die sich allmählich durchsetzenden Impulse der Dienstleistungsökonomie abgelöst wird. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass die Arbeitsmodelle der Industriegesellschaft und der Dienstleistungsgesellschaft in Zukunft nebeneinander bestehen.“

An dieser Stelle bleibt es, all denen zu danken, die uns während der letzten Jahre geholfen haben. Dies gilt in erster Linie den Mitgliedern des Institutsbeirates: Detlev Dähnert, Krzysztof Gasidło, Peter Busch, Helene Kleine, Günter Schulz, Brigitte Klotz, Rolf Kuhn, Wolfgang Schluchter, Karin Melzer, Christoph Asendorf, Elżbieta Trocka-Leszczczyńska und Sven Zuber. Ein Dank gilt auch der Hochschule Lausitz, mit der das INIK als An-Institut eine fruchtbare Kooperation entwickeln konnte. Der Stadt Forst (Lausitz) gilt unser Dank für die großzügige Hilfe in der Startphase.

Die Idee des Institutes für Neue Industriekultur feiert 2010 ihr 10-jähriges Jubiläum. Die zukünftige Entwicklung ist schwer abzuschätzen, aber der Rückblick stimmt optimistisch. Bei allen Hindernissen und Korrekturen ist es ohne institutionelle Förderung in einer innovations skeptischen Umgebung gelungen, mit verlässlichen Partnern ein Forschungsinstitut aufzubauen, das sich mit zentralen Fragen der Industriekultur in strukturschwachen, peripheren Räumen beschäftigt.



◀ Abb.: Wohn- und Geschäftshaus Tadeusz Kozłowski, Kattowice, 1924, Foto 2006 (Quelle: Markus Otto)

Moderne

Identität und Moderne bilden in Oberschlesien bis heute eine Einheit. In den 1920er-Jahren wurden dort auf deutscher und polnischer Seite moderne Stadtkonzepte entworfen und gebaut, die sich trotz nationaler Unterschiede und Spannungen wenig unterscheiden. Warum?

Von Markus Otto

In den 20er-Jahren des letzten Jahrhunderts entstanden beiderseits der neuen Grenze zwischen Polen und Deutschland zahlreiche Gebäude und Siedlungen, die dem Neuen Bauen zuzurechnen sind. Dieser bislang kaum bekannte Teil der Architekturgeschichte Oberschlesiens wird seit einiger Zeit neu entdeckt und nun – vor allem von polnischen Wissenschaftlern – intensiv erforscht. Drei Fragen lassen sich zu dieser Architektur aufwerfen:

Die Region Oberschlesien war nach dem Ersten Weltkrieg starken politischen Veränderungen unterworfen. Vertreibung, daraus resultierende Arbeitslosigkeit und Armut prägten das Leben vieler Menschen. Was bedeuteten diese Umwälzungen für die Identitätssuche der Menschen?

Städtische Strukturen und Bauten sind neben der Sprache ein wichtiger Identitätsfaktor. In der vorgenannten Umbruchsituation nach dem Krieg erhielt der Begriff „Heimat“ eine besondere Bedeutung. Wie sollte diese neue Heimat für die Vertriebenen aussehen?

Obwohl das Neue Bauen nicht mit dem Begriff der Heimat in Verbindung zu bringen ist, entstand in den 20er- und 30er-Jahren gerade diese Form der Architektur beiderseits der neuen deutsch-polnischen Grenze in programmatischer Weise. Wie kam das?

Heimat schafft Identität

Mit Heimat verbinden wir einerseits Geborgenheit, Vertrautheit, Nähe und Zugehörigkeit, andererseits aber auch Enge, Provinzialität und Ausgrenzung. Heimat ist unmittelbar mit Territorialität – einem menschlichen Urbedürfnis – verbunden: Der Mensch wird sesshaft, schlägt Wurzeln, zieht Grenzen. Daher wird Heimat mit Gebautem in Zu-

sammenhang gebracht, es signalisiert Beständigkeit. Mit der Zeit entsteht Erinnerung und somit Tradition, und aus diesem gedanklichen Netzwerk eine ortsgebundene Identität.

Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist aber eher von Veränderung als von Beständigkeit geprägt. Gerade die Zeit der Industrialisierung wird mit Entwurzelung verbunden: Nicht die Sesshaftigkeit, sondern der Ortswechsel ist die Regel. Kein Wunder, dass Heimat in dieser Umbruchzeit für die betroffenen Menschen eine größere Bedeutung erhielt, sie wurde damals schnell zu einem ideologischen Kampfbegriff. Dies trifft insbesondere für Oberschlesien in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zu, als neue Grenzziehung, Vertreibung und wirtschaftliche Not das Leben der Menschen prägte.

Oberschlesien in den 20er-Jahren

Nach dem verlorenen Weltkrieg wurde in den Versailler Verträgen das bis dahin zum Deutschen Reich gehörende Oberschlesien Polen zugesprochen. Das Oberschlesische Kohle- und Stahlrevier sollte die wichtigste wirtschaftliche Grundlage für den wieder gegründeten polnischen Staat werden. Treibende Kraft zur Stärkung Polens und gleichzeitigen wirtschaftlichen Schwächung Deutschlands war Frankreich. Nach starken Protesten der deutschen Bevölkerung fand die Haltung der deutschen Regierung, den Versailler Vertrag unter diesen Bedingungen nicht zu unterzeichnen, die Unterstützung Großbritanniens. Schließlich beschlossen die Alliierten, unter Wahrung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, eine Volksabstimmung durchzuführen. Die Zeit bis zur Volksabstimmung am 20. März 1921 war von Aufständen und Gewalt geprägt, beide Seiten versuchten, mit nationalistischer Propaganda für die eigenen Ziele zu werben. Starke soziale und religiöse Gegensätze ließen

diese Art der Propaganda auf fruchtbaren Boden fallen. Es gab aber mit dem „Bund der Oberschlesier“ eine Gegenbewegung, die am Miteinander von Polen und Deutschen sowie an der zweisprachigen Kultur Oberschlesiens festhalten wollte.

„Der 300 000 Mitglieder zählende Bund der Oberschlesier protestiert nachdrücklichst gegen jede von der Entente beabsichtigte Zerstückelung Oberschlesiens. Der Bund tritt nach wie vor für die Unteilbarkeit Oberschlesiens ein. Das deutsch- und polnisch sprechende obereschlesische Volk ist ein Einheitsvolk, unlöslich verbunden durch jahrhundertlange Bande des Blutes und der Kultur. Keine äußerliche Sprachenscheide rechtfertigt die Zerstückelung dieser Bande. Das obereschlesische Volk bäumt sich auf gegen diesen ungerechtfertigten Eingriff in sein vitalstes Recht. Das historisch gewordene obereschlesische Land zerteilen, heißt einen ewigen politischen Konfliktstoff zu schaffen.“
„Oberschlesische Mitteilungen“ Nr. 136 z 16 VI
1919

60 % der Stimmberechtigten votierten für den Verbleib im Deutschen Reich. Dieses Votum führte zu einem polnischen Aufstand und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Polen und Deutschen. Daraufhin beschlossen die Alliierten die Teilung Oberschlesiens. Im Genfer Abkommen von 1922 wurde entschieden, die östlichen Teile um Kattowitz mit den Hauptindustrieregionen Oberschlesiens Polen zuzuschlagen. Der westliche Teil mit Oppeln, Gleiwitz und Beuthen verblieb beim Deutschen Reich.

Mit der Teilung Oberschlesiens wurde ein funktionierender Wirtschaftsraum zerschnitten. Auf beiden Seiten mussten sich die Firmen neue Absatzmärkte suchen. Die Abwanderung und Schließung zahlreicher Fabriken führte zu einer hohen Arbeitslosigkeit, die durch die großen Flüchtlingsströme noch verstärkt wurde. Gleiwitz mit ca. 70.000 Einwohnern nahm 14.500 Vertriebene auf. Diese Umwälzungen erforderten von den Kommunen bei-



▲ Abb.: Britisches Konsulat, Katowice, 1937, Foto 2006
(Quelle: Markus Otto)

derseits der Grenze ungeheueren Anstrengungen, um die sozialen, strukturellen und wirtschaftlichen Probleme zu lösen.

Gleiwitz–Hindenburg–Beuthen

Die neue deutsch-polnische Grenze lag direkt südlich der Städte Gleiwitz (heute Gliwice), Hindenburg (Zabrze) und Beuthen (Bytom) und trennte die Städte von ihrem traditionellen Umland. Neben den daraus resultierenden wirtschaftlichen Verlusten war vor allem die Unterbrechung der Verkehrswege ein großes Problem. Die drei Städte entschlossen sich daher, die ähnlich gelagerten Probleme mit einer gemeinsamen städtebaulichen Planung anzugehen. Im Mai 1928 präsentierten die Stadtbauräte Stütz (Beuthen), Schabik (Gleiwitz) und Wolf (Hindenburg) auf der Dresdner Ausstellung „Die technische Stadt“ ihr Konzept einer „Drei-Städte-Einheit“.

Während Beuthen und Gleiwitz bei ihrer Planung auf ihre historischen Stadtkerne zurückgreifen konnten, war die Großstadt Hindenburg aus mehreren Dörfern, Industriestandorten und -siedlungen planlos zusammengewachsen und verfügte nicht über ein städtisches Zentrum. Hier war neben dem Bau neuer ausgedehnter Wohngebiete mit den zugehörigen Sozialbauten die Errichtung einer „City“ von großer Bedeutung. Für die Planung konnte Stadtbaurat Moritz Wolf die der gemäßigten Moderne zugerechneten Architekten Hans Poelzig aus Berlin und Dominikus Böhm aus Köln gewinnen. Während die Planung Poelzigs in der vorgeschlagenen Form nicht umgesetzt wurde, konnte Böhm mit dem Gebäudeensemble am Montagmarkt, der Sparkasse und der Provinzialbank im Zentrum sowie der Kirche St. Josef in der Südstadt einen Teil seiner Planungen verwirklichen.

Größtes Problem der Städte war jedoch die durch den Zuzug von Deutschen aus den nun polnischen Gebieten Oberschlesiens ausgelöste Wohnungsnot. Die Stadt Hindenburg benötigte pro Jahr zwischen 800 und 1.000 neue Wohnungen, um die schwerste Not zu beheben. Da der Anteil der gering verdienenden Bevölkerungsteile sehr groß war, mussten vor allem Wohnungen für das Existenzminimum geschaffen werden. Diese Wohnbebauung – nach den Grundsätzen des Neuen Bauens in Zeilenbauweise errichtet – weist die stilistischen Kriterien der sog. Klassischen Moderne auf. In Bezug auf Umfang und Qualität brauchen die damaligen Wohnsiedlungen in Hindenburg den Vergleich mit den Bauten von Ernst May im Neuen Frankfurt nicht zu scheuen.

Wolf und Krawietz, die für den Großteil der Wohnsiedlungen auch als Architekten verantwortlich zeichneten, wurden wegen dieser Architektur angegriffen. Wolf verteidigte sie mit der wirtschaftlichen Situation des Reviers, die keine „Luxusbauten“ zuließe. In der Deutschen Bauzeitung von 1928 wird das Projekt als zukunftsweisender Städtebau vorgestellt. Technik und Wirtschaft werden als die wesentlichen Planungsparameter genannt, die dezentrale, durchgrünte Stadtlandschaft als Planungsziel. Mit Stolz weist man auf die Zusammenarbeit mit bedeutenden Architekten des Neuen Bauens wie Berg, Poelzig, Mendelsohn und Böhm hin. 1932 berichtet die Deutsche Bauzeitung erneut über das Projekt und stellt seine ersten Ergebnisse vor. Obwohl sich Inhalte, beteiligte Architekten und ausgeführte Bauten nicht von der Planung 1928 unterscheiden, stellt der Bericht nicht stolz die Ergebnisse vor, sondern wirkt eher defensiv, fast wie eine Rechtfertigung. Die Überschrift des Artikels, der nicht mit dem Inhalt korrespondiert, lautet: „Vom Aufbau eines Wirtschafts- und Kulturbollwerks im Südosten des Reiches“.



▲ Abb.: Wohnsiedlung, Zabrze, 2006
(Quelle: Markus Otto)

Ein halbes Jahr später gewann die NSDAP und die mit ihr verbündeten Rechtsparteien mit 51 % die Wahlen in Hindenburg. Stadtbaurat Wolf hatte schon 1931 seinen Posten verloren. 1933 versuchte er in St. Ingbert im Saargebiet, das damals nicht zum Deutschen Reich gehörte, Stadtbaurat zu werden.

Die neue Wojwodschaftshauptstadt Katowice

Kattowitz war Anfang des letzten Jahrhunderts eine junge deutsche Industriestadt, die keine polnischen Wurzeln hatte. Auch die Bevölkerung war im Gegensatz zur ländlichen Umgebung bis zur Volksabstimmung überwiegend deutsch. Nach der Teilung wurde nun Katowice Hauptstadt der neuen Wojwodschaft Slaska. Die neue polnische Stadtverwaltung musste der deutschen Stadt eine polnische Identität verleihen. Als preußische Stadt hatte sie sich bandförmig in Ost-West-Richtung entlang der Flussaue der Rawa entwickelt. Nun bauten die pol-

nischen Stadtplaner eine neue Achse nach Süden, an die sich die repräsentativen Bauten der neuen schlesischen Wojwodschaft aufreichten. Die ersten Gebäude entstanden im Stil des modernen Klassizismus, der für typisch polnisch gehalten wurde – kurioserweise nutzen heutige Filmemacher das in diesem Stil errichtete Parlamentsgebäude gerne als Kulisse für Nazifilme, – aber schon nach kurzer Zeit wurde Katowice eine Stadt der Moderne, die eine große Anziehungskraft auf junge Ingenieure, Architekten und Beamte ausübte. Sie orientierten sich nicht an den traditionellen Bauten in Warschau oder Krakow. Ihr Vorbild war Amerika. Und so ist es nicht verwunderlich, dass Baustil und Baukonstruktion der Chicagoer Schule großen Einfluss auf die jungen Architekten hatte.

Der die Stadt umgebende Bergbau ließ wenig Raum für Bauland, so dass die Stadt sehr dicht bebaut wurde. Wohlhabende Ingenieure und Beamte

▼ Abb.: Wohnsiedlung, Wolf Krawitz, 1930, Foto 2006
(Quelle: Markus Otto)



Interessanterweise konnte sich in den 20er-Jahren in Oberschlesien trotz der nationalistischen Töne während der Volksabstimmung und den ersten Versuchen unmittelbar nach der Teilung, deutsche bzw. polnische Bauidentität zu schaffen, sehr schnell die Architektursprache der Moderne, der Internationale Stil auf beiden Seiten der Grenze durchsetzen. Denn die Menschen bezogen ihre wahre Identität aus ihrer Arbeitssituation. Industriearbeiter, Ingenieure, Beamte und die Politiker des Industriereviers sahen ihre Vorbilder in den aufstrebenden Industriestaaten USA und UdSSR. Der Nationalismus, der zum Zweiten Weltkrieg führte, hat diese Entwicklung abgeschnitten, und lange waren die baulichen Zeugnisse der Moderne in Oberschlesien in Vergessenheit geraten.

Chejka, Ewa, Stuka Górnego śląska. Katowice 2004.

Conrads, Norbert, Deutsche Geschichte im Osten Europas / Schlesien, Berlin 1994, S. 617-653.

Gussone, Nikolaus, Die Architektur der Weimarer Republik in Oberschlesien, Ratingen 1992.

Kostorz, Helmut, Kattowitz, Dülmen, 1985.

Hoff, August, Dominikus Böhm, München 1962.

Voigt, Wolfgang, Dominikus Böhm 1880-1955, Frankfurt a.M. 2005.

Deutsche Bauzeitung DBZ, Berlin 1928 / Nr. 47.

Deutsche Bauzeitung DBZ, Berlin 1932 / Nr. 31.

Dreistädteinheit Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, Berlin, Leipzig, Wien, 1929.

Architektura i Budownictwo, Warszawa 1932 / Nr 5, , Reprint 2006.

Niezabitowski, Andrzej, Modernizm Luksusowy, in *Archivolta* 3/2006.

Bauwelt 16.09, Berlin 2009.

Ilkosz, Jerzy und Beate Störckuhl, Hans Poelzig in Breslau. Architektur und Kunst 1900-1916, Delmenhorst, 2000.

Dwugłowy smok, <http://www.dwuglowysmok.com/pl>

http://media.baunetz.de/dl/675495/baunetzwoche_144_2009.pdf



◀ Abb.: Zentrales Labor, Schwarze Pumpe, 2005
(Quelle: Lorenz Kienzle)

Ressource

Die Suche nach Nachnutzungsideen für nicht mehr betriebsnotwendige Industriebauten in der deutsch-polnischen Grenzregion ist das "Kerngeschäft" des Institutes für Neue Industriekultur. Eine Zwischenbilanz.

Von Markus Otto und Lars Scharnholtz

Europa ist heute reich an Industriekultur. Nicht allein die industriell geprägten Welterbeorte wie die Völklinger Hütte, die englischen Industriedenkmale im Tal von Ironbridge oder die Bergbausiedlung im norwegischen Røros spiegeln die reizvolle Vielfalt industriegeschichtlicher Kultur des Kontinents wider. Auch zahlreiche europäische Industriereviere mit ihren technischen Bauwerken, Infrastrukturen oder Werksiedlungen machen deutlich, dass Industriekultur in Europa die Landschaften geprägt hat.

Die Nachnutzung leer stehender Fabriken hat sich dabei in den vergangenen Jahren immer mehr zum festen Bestandteil der europäischen Bauforschung entwickelt. Zahlreiche multinationale Forschungsvorhaben weisen neue Wege im Umgang mit dem industriellen Erbe und seinen gebauten Hinterlassenschaften auf. Nicht ohne Grund bezogen sich die Forschungsbemühungen in den letzten 20 Jahren häufig auf den östlichen Teil Europas. Der Strukturwandel hat dort einen erheblichen Entscheidungsdruck hinsichtlich eines angemessenen Umgangs mit den industriellen Zeugnissen hervorgerufen.

Um die Situation in Europas Osten besser zu verstehen, ist ein Blick in die jüngere Geschichte der postsozialistischen Länder hilfreich. Politisch und wirtschaftlich vom Westen weitgehend entkoppelt blieb ein allmählicher Strukturwandel in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts aus. Während sich im Ruhrgebiet, in Manchester und Liverpool, im Saarland und in Lothringen das allmähliche Ende des industriellen Wachstums deutlich abzeichnete, setzte man im Osten auch in den 1970er und 1980er Jahren noch ganz auf die ökonomische Kraft der Textilfabriken, Kohleschächte oder Stahlwerke. Der geordnete Strukturwandel blieb aus und der auch im östlichen Europa zuneh-

mende Transformations- und Modernisierungsdruck in den Revieren wurde vernachlässigt.

So verwundert es wenig, dass die politische und ökonomische Wende zu Beginn der 1990er Jahre einen fundamentalen Richtungswechsel in den weitgehend industriell geprägten Volkswirtschaften Osteuropas notwendig machte. Mit den Erweiterungsbemühungen der EU und der Aufnahme neuer Mitgliedsländer konnten die Transformationsbestrebungen im Osten unterstützt, die Abwanderung junger, qualifizierter Arbeitskräfte, die Übernahme regionaler Unternehmen durch internationale Konzerne und soziale wie kulturelle Brüche in den betroffenen Ländern aber nicht verhindert werden. Die osteuropäischen Industrieregionen sahen sich in den letzten 20 Jahren nicht allein mit einer allmählichen Anpassung an die westeuropäischen Wirtschaftsstrukturen konfrontiert. Eine ebenso entscheidende Einflussgröße auf die jüngere Entwicklung war die zunehmende Globalisierung und der wachsende Liberalisierungsdruck einer freien Weltwirtschaft. Die Folgen waren rasch ablesbar: Traditionelle Produktionszweige wie beispielsweise weite Bereiche der Textilindustrie konnten nicht länger wirtschaftlich geführt werden und Produktionsprozesse wurden in außereuropäische Länder verlagert, weil der Arbeitsmarkt dort noch bessere Rahmenbedingungen aufweisen konnte.

Europatransfer

Die Industrieregionen Mitteleuropas sind also in einer angespannten Situation, die sich durch die jüngste Entwicklung der Weltwirtschaft noch verschärft hat. Die Industrialisierung lief bis 1990, trotz deutlicher Transformationssignale einer sich entwickelnden Informationsgesellschaft, noch weitgehend auf Hochtouren, so dass die Wirtschaftsdynamik mit Gewinnen und Technikinnovationen aufrecht erhalten werden konnte. Doch spätestens nach

der politischen Wende wurden ungewohnte Strategien erforderlich, um den neuen ökonomischen Herausforderungen zu begegnen. Dabei fällt auf, dass die finanziellen Rücklagen zur Umsetzung eines allmählichen Strukturwandels fehlten. Die benötigten Investitionsmittel zur Gestaltung des unerwarteten Richtungswechsels zu Beginn der 1990er Jahre waren nicht vorhanden, weil hierfür vorab keine wirtschaftlichen Reserven zurückgehalten wurden.

Um nun Lösungswege zu entwerfen, mit denen der Entwicklung in den osteuropäischen Revieren begegnet werden kann, erscheint es angemessen, den Transfer von Erfahrungen aus dem Saarland, aus Lothringen und dem Ruhrgebiet, aus Manchester oder Liverpool zu befördern. Im Westen hat man über Jahrzehnte gelernt, wie auf die Herausforderung von Strukturkrisen in Industrieregionen reagiert werden kann.¹ Doch bei genauerer Betrachtung ist die Übertragbarkeit nach Mitteleuropa nur bedingt sinnvoll. Zu unterschiedlich sind die Ausgangswerte und zu differenziert müssen die aktuellen wirtschaftlichen, politischen, ökologischen und kulturellen Rahmenbedingungen im Osten betrachtet werden. Die Kenntnis der Erfahrungen im Westen ist für die Reviere Mitteleuropas von substantieller Bedeutung, um auf die aktuelle Situation zu reagieren. Das simple Übertragen von Methoden und strategischen Konzepten hingegen macht wenig Sinn.²

INIK-Forschungsprojekt³

Doch wie lassen sich Nachnutzungsstrategien für ausgediente Fabriken finden? Welche Strategien sind den lokalen Bedingungen angemessen und welche laufen ins Leere? Wie sieht eine sinnvolle Planungsmethodik aus und in welchen Schritten sollte man derartige bauliche Verwertungsmaßnahmen entwickeln?



▲ Abb.: Eintracht-Verwaltungsgebäude, Welzow, 2007
(Quelle: Stefan Auer)

Das 2007 vom deutsch-polnischen Institut für Neue Industriekultur abgeschlossene Forschungsprojekt und das in diesem Zusammenhang bei Jovis erschienene Handbuch möchten dazu erste Hilfestellung und Anregungen, Methodenvorschläge und strategische Instrumentarien bieten.⁴ Ausgangsort der Überlegungen war die deutsch-polnische Lausitz, ein historisches Kohleabbaugebiet mit weiteren Produktionsschwerpunkten im Bereich der Textil-, Glas-, Baustoff- und Chemieindustrie.⁵ In dieser Region findet gegenwärtig ein Transformationsprozess statt, der kennzeichnend für zahlreiche Industrieregionen Mittel- und Osteuropas ist. Die Lausitz ist somit eine Modellregion zur Erprobung von Nachnutzungsstrategien für nicht mehr betriebsnotwendige Industriebauten.

Ausgehend von regional- und stadtplanerischen Gesamtbetrachtungen setzt der INIK-Forschungsansatz seinen Schwerpunkt in der Praxis und damit in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit den Bauten. In der Zeit von 2005 bis 2007 hat das Institut für Neue Industriekultur 30 Standorte in der Euroregion Spree-Bober-Neiße sowie in benachbarten Städten in Deutschland und Polen untersucht. Deutlich wird durch die INIK-Konzepte, dass es weniger um die einfache Suche nach potenziellen Investoren ging, sondern vielmehr neue, bislang wenig reflektierte Möglichkeiten der Nutzung und Finanzierung einbezogen werden sollten. Inzwischen liegen erste Ergebnisse vor, die den Fortgang an den vom INIK untersuchten Standorten in Deutschland und Polen deutlich machen. Auf diese Weise lässt sich nach Abschluss

des Forschungsprojektes im Jahr 2007 feststellen, welche Strategien in den letzten zwei Jahren erfolgreich weiterverfolgt werden konnten und welche nicht. Im Folgenden sollen daher 5 der 30 Standorte hinsichtlich ihres heutigen Entwicklungsstandes dokumentiert und herausgestellt werden.

Projekt 1: Tuchfabrik Adolf Hellwig

Räumlicher Ausgangspunkt des INIK-Forschungsprojektes war die Neißestadt Forst (Lausitz). Forst war Anfang des 20. Jahrhunderts ein wichtiger Standort der Textilindustrie. Nach der Wende kam es zu einem raschen Niedergang der Textilbetriebe. Die vielen Fabriken, die über das gesamte Stadtgebiet verteilt sind, prägen das Stadtbild noch heute. Sie verfallen aber zunehmend aufgrund des andauernden Leerstands. Forst – das Manchester des Ostens – ist dabei, ein wichtiges Alleinstellungsmerkmal zu verlieren.

Vor diesem Hintergrund sollte die im Zentrum gelegene, ungenutzte Fabrik Adolf Hellwig nach jahrelangem Leerstand abgerissen werden. Nach einer Intervention der Bewohner des Nachbargrundstücks wurden die Rückbauarbeiten 2005 gestoppt. Aus dieser Situation heraus entstand der Druck, für das Gebäude einen Nutzer zu finden. Lange Zeit waren die intensiven Bemühungen, einen finanzstarken Privatinvestor zu finden, jedoch vergeblich.

Die INIK-Strategie zielte darauf, den anhaltenden Abrisstrend in der Stadt zu stoppen. Modellhaft sollte dies durch die wirtschaftlich tragfähige Nachnutzung der Tuchfabrik Adolf Hellwig gelingen. Im Rahmen des Projektes „Soziale Stadt“ wurde der INIK-Ansatz weiterverfolgt. Gemeinsam mit der Forster Stadtverwaltung entwickelten die Eigentümer in den letzten zwei Jahren das Konzept „Haus der Familie“. Durch einen Nutzermix sollen sich

zukünftig vornehmlich soziale Träger in der Fabrik ansiedeln.

Projekt 2: Industrie am Finowkanal

Ein weiterer Projektstandort des INIK-Forschungsvorhabens war der Finowkanal in Eberswalde. Die Funktionseinheit aus Kanal und Industriebetrieben hat sich seit der Wende 1989 mit dem weitgehenden Zusammenbruch der örtlichen Industrie aufgelöst. Im Ergebnis hat sich die bandstadtartige Struktur in den letzten 20 Jahren zu unterschiedlichen Industriebrachen gewandelt. Die Stadt Eberswalde sucht nun nach alternativen Nutzungskonzepten, um Kanal und Fabriken als städtebauliches Ensemble wiederzugewinnen sowie Stadt und Wasser zu verbinden.

Zur Umsetzung des Projektes "Entwicklungsband Finowkanal" hat das Institut für Neue Industriekultur aufgrund des räumlichen Umfangs und seiner Komplexität eine Bottom-Up-Strategie vorgeschlagen. Dabei sollten Einzelstandorte am Finowkanal wie beispielsweise die Papierfabrik Wolfwinkel schrittweise durch eine Inwertsetzung „von unten“ aktiviert werden. Außerdem sollte der gesamte Raum des Finowkanals durch eine verbindende Strategie unter Beteiligung aller betroffenen regionalen und kommunalen Akteure als städtebauliche Einheit entwickelt werden.

Aufbauend auf die INIK-Strategie hat die Stadt Eberswalde ein Konzept für einen „Industriekulturpfad“ entlang des Finowkanals angedacht und als Stadtentwicklungsziel in das INSEK integriert. Eine Machbarkeitsuntersuchung wird zukünftig beauftragt, um den Pfad allmählich umzusetzen. Auch einzelne Standorte haben sich seit dem INIK-Forschungsprojekt im Sinne von „Graswurzel“-Projekten weiterentwickelt. So nutzen Studenten der FH Eberswalde Teile des Geländes der Papierfabrik

Wolfwinkel als alternativen Wohn- und Arbeitsort. Für den Industriestandort Heegermühle wurde 2009 eine Machbarkeitsstudie zur Nachnutzung als Kultur- und Gewerbestandort in Auftrag gegeben.

Projekt 3: Bahnhof Welzow

Eine spannende, wenn auch ursprünglich nicht beabsichtigte Wendung hat sich aus dem INIK-Untersuchungsstandort in Welzow ergeben. Sprunghaft entwickelte sich Welzow durch Erschließung von Braunkohlevorkommen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Heidedorf zu einem industriellen Zentrum der Region. Motor dieser Entwicklung war die "Eintracht Braunkohlenwerke und Brikettfabriken AG". Sie betrieben in Welzow nicht nur Gruben und Brikettfabriken, sondern bestimmten durch den Bau von öffentlichen Gebäuden und

Arbeitersiedlungen auch wesentlich die städtebauliche Entwicklung.

INIK-Ziel war ursprünglich, im ehemaligen Verwaltungsgebäude "Eintracht" ein Wissens- und Tourismuszentrum zu etablieren. Damit sollte ein Bindeglied zwischen Stadt und unmittelbar angrenzendem Tagebau entstehen. Noch im Verlauf des Forschungsprojektes stellte sich jedoch heraus, dass die Räumlichkeiten des Verwaltungsgebäudes den tatsächlichen Bedarf bei weitem übertrafen. Bei Beibehaltung des strategischen Ansatzes wurde dann in unmittelbarer Nachbarschaft eine alternative, kleinere Industrieimmobilie gesucht. Mit dem inzwischen sanierten Bahnhof konnte der ursprüngliche Ansatz eines kleinen Wissens- und Tourismuszentrums weiterverfolgt werden.

▼ Abb.: Adolf Hellwig Fabrik, Forst (Lausitz), 2007
(Quelle: Stefan Auer)



Projekt 4: Haus Schminke in Löbau

Auch für das von Hans Scharoun geplante und 1933 fertig gestellte Einfamilienhaus für den Fabrikanten Fritz Schminke und die im Umfeld liegende Fabrik wurde eine Entwicklungsstrategie im Rahmen des INIK-Projektes angedacht.⁶ 2005 war die Anlage in Hinblick auf die qualitätvolle Architektur und seine baugeschichtliche Bedeutung unterfrequentiert. Anfängliche Nutzungsstrategien legten mehr Wert auf den Betrieb als Veranstaltungszentrum, als auf die Vermittlung des Gebäudes selbst. Die Stadt Löbau hat mit der Übernahme des Hauses 2006 ein dauerhaft besetztes Büro eingerichtet, das für die Öffentlichkeitsarbeit und kulturtouristische Vermarktung zuständig ist.

Mit der INIK-Strategie sollte das Haus Schminke im Rahmen von Projekten der Architektupädagogik genutzt werden und so als Vermittler zwischen Baukultur und Schülern sowie Studenten wirken. Diese Form der Teilnutzung stärkt die Wahrnehmung des Gebäudes in der Öffentlichkeit und sollte einen Teil der Unterhaltskosten finanzieren. Die qualifizierte Erweiterung des Bildungs- und Veranstaltungsangebots im Haus, so der INIK-Ansatz, könnte einen wichtigen Beitrag für die Vermittlung der Grundlagen moderner Architektur sowie für die touristische Vermarktung der gesamten Region leisten.

Um hierzu ein Modellprojekt zu starten, initiierten Masterstudenten der TU Dresden 2006 mit Unterstützung des INIKs ein Schülerprojekt zum Haus Schminke. 2007 wurde das Konzept mit dem 1. Preis beim bundesweiten Wettbewerb „Kinder zum Olymp!“ ausgezeichnet. Zeitgleich wurde unter Beteiligung der Stadt und eines Löbauer Unternehmens die Stiftung „Haus Schminke“ gegründet, um zukünftigen Aktivitäten eine bessere finanzielle Basis zu geben.

Projekt 5: MPiT

Mit dem INIK-Forschungsprojekt galt es, auch Standorte zu untersuchen, die in den polnischen Wojewodschaften Lubuskie und Niederschlesien liegen. Hierzu zählt das Muzeum Przemysłu i Techniki. Es befindet sich am nördlichen Fuß des Riesengebirges in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums von Wałbrzych. 1996 wurde die ehemalige Zeche geschlossen und schrittweise zum Muzeum Przemysłu i Techniki umgebaut. Zahlreiche internationale Tagungen und Publikationen zum Thema folgten. Die Initiative zur Museumsgründung ging insbesondere von der Stadt Wałbrzych und der Politechnika Wrocławska aus. Ziel der Stadt Wałbrzych ist es, die öffentlichen Zuschüsse für das Museum in den kommenden Jahren zurück zu nehmen, das Museum umzubauen und schrittweise selbst tragende Strukturen zu entwickeln.

Die INIK-Strategie schlug 2007 vor, das Technikmuseum und den denkmalgeschützten Stollen zu einem industriekulturellen Erlebnisort auszubauen und in ein touristisch-räumliches Beziehungsgefüge mit der Region Niederschlesien, dem Schloss Książ und der Stadt Wałbrzych zu entwickeln.⁷ Hier aufbauend beauftragte die Stadt Wałbrzych ein Planungs- und Tourismusbüro mit der Entwicklung eines tragfähigen Konzeptes, dass es nun schrittweise umzusetzen gilt.

Ausblick

In Bezug auf alle 30 vom Institut für Neue Industriekultur untersuchten Standorte lässt sich schon heute feststellen, dass in zahlreichen Fällen mit der schrittweisen Umsetzung begonnen wurde. Jedoch sollte vor dem Hintergrund der positiven Wirkung des INIK-Ansatzes nicht von der Tatsache abgelenkt werden, dass gerade in Regionen wie der deutsch-polnischen Lausitz die Erhaltung und Entwicklung von nicht mehr betriebsnotwendigen

Werkssiedlungen und Fabriken enorme Probleme aufwerfen. Die Schwierigkeiten sind bekannt und mündeten in den letzten Jahren allzu häufig in eine einfache, vorschnelle Abrissargumentation.

Mit dem Projekt „Industriebau als Ressource“ sollte gezeigt werden, dass es auch anders gehen kann. Die Partner des INIKs an den jeweiligen Standorten haben deutlich gemacht, dass es sich durchaus lohnt, den Balanceakt zwischen dem Bemühen um die Erhaltung des industriellen Erbes und den tatsächlichen ökonomischen Spielräumen zu wagen.

Statt übereilt Fabriken abzureißen oder sich mit öffentlichkeitswirksamen Zwischennutzungen von kurzer Wirkungskdauer zufrieden zu geben, müssen die Entscheidungsträger mehr Zeit in Strategie und Planung investieren. Gerade mit einem Mehr an gut durchdachten und umfassend geprüften strategischen Ansätzen sowie planerisch-konzeptionellen Überlegungen kann ein hindernisarmer und damit auch langfristig erfolgreicher Abschluss von Umbauvorhaben gelingen.⁸

¹ Scharnholz, Lars, „*Inkubátor pro opštene tovární budovy, Co se v Lužici můžeme naučit o úspěšné přeměně továrních budov*“, in: Fagner, Benjamin, *Průmyslové dědictví* (Industrial Heritage), Prag, 2008, S. 99-101.

² Scharnholz, Lars und Aleksandra Witeczek, „*Restrukturierung von Siedlungsbeständen*“, in: *Garten + Landschaft*, 9/2004, S. 21-23. Hundt Tobias und Lars Scharnholz, „*Ost-West-Transfer: Stadtbauerfahrungen im gesamtdeutschen Kontext*“, in: Nagler, Heinz, Riklef Rambow und Ulrike Sturm (Hg.), *Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung*, Edition Stadt und Region, Berlin: Leue Verlag, 2004, S. 229 – 248.

³ Scharnholz, Lars, „*Umnutzung stillgelegter Fabrikanlagen. Testfeld deutsch-polnische Grenzregion*“, in: *Museumsblätter*, Potsdam, Museumsverband des Landes Brandenburg e.V., Nr. 9, 2006, 2006, S. 14 – 17.

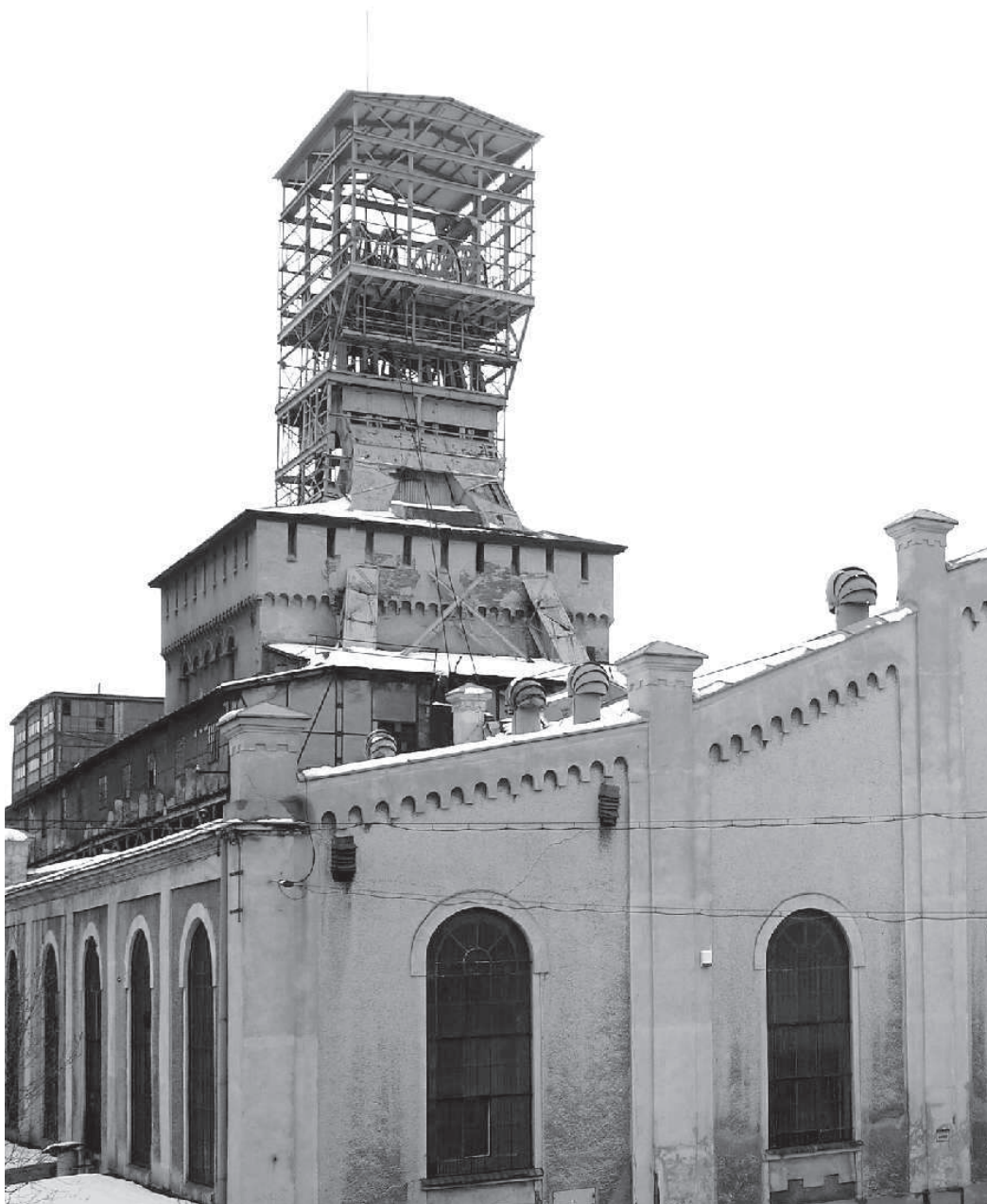
⁴ Otto, Markus, Karl Plastrotmann, Lars Scharnholz und Ilija Vukorep, *Industriebau als Ressource*, (Berlin: Jovis, 2009).

⁵ Scharnholz, Lars, „*German-Polish and other Border Cities*“, in: Internationale Bauausstellung (IBA), *German-Polish and other Border Cities – Borders as an Opportunity*, Conference Documentation, (Großräschen: IBA), 2001, S. 12 – 15.

⁶ S. hierzu auch: Scharnholz, Lars (Hg.), *Die Unbekannte Moderne. Von Luckenwalde nach Löbau*, (Philo & Philo Fine Arts: Berlin), 2004.

⁷ S. hierzu auch: Scharnholz, Lars, „*Museen und Stadtimagebildung, Amsterdam - Frankfurt/Main, Prag. Ein Vergleich* (Buchrezension)“, in: *Museumsblätter*, Potsdam, Museumsverband des Landes Brandenburg e.V., Nr. 8, 2006, S. 61.

⁸ Scharnholz, Lars, „*Sustainable Planning in Shrinking Regions*“, in: *Aspects of Equilibrium*, Wrocław: Politechnika Wroclawska, 2005, S. 214 – 219.



◀ Abb.: Industriemuseum MPiT in Wabrzzych, 2007
(Quelle: Stefan Auer)

Wałbrzych

Ein Besuch beim Industriemuseum in Wałbrzych lohnt sich für Reisende in der Wojewodschaft Niederschlesien. Ein authentischer Ort der Industriekultur erinnert an den Reichtum der Vergangenheit und wird zur Brücke in die Zukunft. Ein strategischer Ansatz.

Von Karolina Hettchen

Die Zeit der Industrialisierung brachte eine dynamische Entwicklung der Regionen mit sich, die reich an Rohstoffen waren. Der Strukturwandel in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, der zusätzlich durch politische Veränderungen des Jahres 1989 verstärkt wurde, machte sich vor allem in solchen Regionen bemerkbar, in denen Schwerindustrie ansässig war. Die massiven Schließungen der Fabriken, Hütten und Zechen haben nicht nur hohe Arbeitslosenquoten, sondern auch zahlreiche leer stehende Industrieobjekte hinterlassen. In solchen Regionen wird oft Tourismus als eine erfolgreiche Maßnahme für regionale Restrukturierung und wirtschaftliche Entwicklung eingesetzt. Somit ist der Industrietourismus zu einem wichtigen sozio-ökonomischen Phänomen geworden. (vgl. Xie 2006, S.1321) Der globale Trend zur Netzwerkbildung lässt sich in letzter Zeit verstärkt auch im Tourismus beobachten. Die positiven Erfahrungen mit bestehenden Routen haben viele Standorte ermutigt, Kooperationen abzuschließen. Die Suche nach Vorteilen einer regionalen oder internationalen Vernetzung für einen industriegulturellen Standort bildete die zentrale Frage der folgenden Überlegungen. Dabei wird die Arbeit von der Erkenntnis begleitet, dass Erbe ein ökonomisches Potenzial besitzt, dass Kooperationen ein wichtiger Erfolgsfaktor eines touristischen Standortes sind und Tourismus als ein Werkzeug für den Schutz des Industrierbes mit Erfolg eingesetzt werden kann.

Wie es schon Ashworth (vgl. Ashworth 1996, S.43-44) bemerkte, weist das Erbe erhebliches ökonomisches Potenzial auf. Die Vergangenheit ist überall, das heißt, alle Orte haben das Potenzial ein eigenes Erbe zu erschaffen. Wenn zu dem Standort eine spannende, facettenreiche und alltagsbezogene Geschichte erzählt werden kann, steigt die touristische Attraktivität. In der Literatur werden Netzwerke zum Thema Tourismus als generelle Er-

folgsk Faktoren auch für industrietouristische Einrichtungen bezeichnet (vgl. Wolf 2005, S.135). Das Ziel eines touristischen Netzwerkes ist, die einzelnen Veranstaltungen, Einrichtungen und Standorte, die alleine eine nicht ausreichende Qualität als touristische Destination besitzen, unter einem Leitthema zusammenzufassen und als Kulturrouten und Kampagnen zu vermarkten. Netzwerke in Form von Routen ermöglichen den Gemeinden Erzielung von Profiten durch Austausch von Erfahrungen und Know-How zwischen den Netzwerkteilnehmern.

Der Ort

Als Untersuchungsort wurde das Muzeum Przemysłu i Techniki MPiT (Museum für Industrie und Technik) in Wałbrzych ausgewählt. Wałbrzych liegt im südwestlichen Teil der Woiwodschaft Niederschlesien nicht weit von der tschechischen und deutschen Grenze. Die Lage im Waldenburger Bergland ist sehr reizvoll – die Stadt liegt in einem Tal am Fuße des Waldenburger Gebirges (Góry Wałbrzyskie). Mit 127 000 Einwohnern ist Wałbrzych, nach Wrocław, die zweitgrößte Agglomeration in der Woiwodschaft Niederschlesien. Die Region Wałbrzych entwickelte sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts zum Bergbau- sowie zum Eisen- und Stahlindustriezentrum in Niederschlesien. Seitdem wurde die Entwicklung der Stadt und der Region durch die Industrie geformt. Zwar ist die Industriearchitektur des Wałbrzycher Reviers der Architektur der westeuropäischen Reviers ähnlich, jedoch macht die Lage sie zu etwas Besonderem. Malerisch inmitten von Bergen gelegen, verleiht sie der Stadt einen außergewöhnlichen Charakter.

Das Museum

Wie auch andere industriell geprägte Regionen erlebt Wałbrzych seit 1990 einen Strukturwandel. Die Zechen wurden geschlossen, die Arbeitslosenquote stieg, diverse Industrieanlagen wurden

abgerissen oder soweit ausgeschlachtet, bis sie abgerissen werden mussten. (Vgl. Dobesz 2001, Januszewski 2002, S.18-19) Als Gegeninitiative entstand das Muzeum Przemysłu i Techniki (MPiT) mit Sitz in der Zeche Julia, die im Jahr 1996 geschlossen wurde.

Das Gelände des Museums beträgt zirka 6 ha. Zu der Anlage gehören 22 Gebäude, erbaut um die Jahrhundertwende 19./20., wovon 16 ins Denkmalregister eingetragen sind, unter anderem auch Stollen inklusive des denkmalgeschützten Fuchsstollens mit einer Gesamtlänge von zirka 1100 Meter. Am Rande des Geländes befinden sich wild bewachsene Halden. Das Ensemble besitzt einen sehr hohen Grad an Authentizität. Nach dem 2. Weltkrieg wurden nur einzelne Veränderungen vorgenommen. Außer einem Kühlturm wurden keine neuen Gebäude errichtet.

Zu den Besonderheiten des Museums gehören: Das Gebäude der mechanischen Kohleaufbereitung, das 1902 erbaut wurde und das einzige für museale Zwecke erhaltene Objekt mit allen Anlagen für die Kohlewäsche, –sortierung und –flotation in Europa ist. Das Gebäude ist der größte erhaltene Bau des Komplexes. Seit 2004 steht das Gebäude unter Denkmalschutz. Ein Alleinstellungsmerkmal der Zeche stellen ohne Zweifel drei Malakofftürme dar, von denen zwei 25 Meter hohe Türme über den Schächten Julia und Sobótka (früher Julius und Ida) – in den Jahren 1867-1869 in massiver Bauweise errichtet wurden. 1884 wurde noch ein zusätzlicher Schacht mit einem Malakoffturm errichtet, der Hilfsfunktionen erfüllte. Die Fassadenarchitektur des Dampf-Schachtes, der für Dampf- und Pressluftzufuhr sorgte, ähnelt den früher gebauten Türmen. (Piątek, Piątek 2006, S.425) In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden dort Modernisierungsarbeiten durchgeführt.

Die Schächte wurden weiter geteuft, die Fördertürme bekamen ein eisernes Strebfördergerüst, das in der Waldenburger Carls-Hütte entworfen und gefertigt wurde (Julius – 1893, Ida – 1903). Die Architektur des Gebäudes wurde jedoch nicht beeinträchtigt, abgesehen davon, dass die Eisenkonstruktionen über die Dachflächen der Türme hinaus ragten. Elektrische Fördermaschinen wurden in den Schächten Julia und Sobótka in den Jahren 1911 und 1912 eingeführt. Die Maschinen Koepe-5000 und BB-4050 type funktionieren bis heute reibungslos und sind sehr selten zu finden.

Ein zusätzliches Alleinstellungsmerkmal der Alten Zeche bildet der Fuchsstollen. Die feierliche Einweihung des ersten Stollens auf dem europäischen Kontinent, wo Wassertransport für Steinkohle eingesetzt wurde, fand am 18. September 1794 statt. (Piątek, E. 2002, S.81). Von Anfang an war der Fuchsstollen eine beliebte touristische Attraktion, die nicht nur Kurgäste aus den benachbarten Kurorten, sondern auch Wissenschaftler und Künstler besuchten. Als der Wassertransport als unrentabel und ineffektiv eingeschätzt wurde, legte man den Stollen im Mai 1854 trocken. Die besondere Bedeutung des Fuchsstollens liegt darin, dass er ein Zeugnis der Suche nach technischen Innovationen und Verbesserungen ist. Eine weitere besondere Eigenschaft des Stollens neben der Schiffbarkeit ist, dass er einer der ältesten erhaltenen Grubenbaue des Kohlebergbaus in Europa ist und somit eine große Bedeutung für die Geschichte des Kohlebergbaus hat. (Piątek, E. 2002, S.83-84; Kosmaty 2005, S.137-142)

Die Vernetzung - Lokal

Da das Museum zur Zeit in kein Netzwerk involviert ist, mussten hypothetische Netzwerke gebildet werden. Die Vorgehensweise basierte auf dem Regionalmarketing-Prozess. Als Untersuchungsre-

gion wurde das relativ homogene, ehemalige Waldenburg-Neuroder Revier ausgewählt. Dieses Gebiet hat eine gemeinsame (industrielle) Geschichte und fungierte über 200 Jahre als Industriegebiet (Zagłębie Dolnośląskie). Diese Region besteht aus dem Landkreis Walbrzych, der Gemeinde Nowa Ruda und der Stadt Nowa Ruda. (Abb.X) Charakteristisch für alle Gemeinden der Region ist, dass sie dem Prozess des Strukturwandels unterliegen und seine Folgen wie hohe Arbeitslosigkeit und Passivität der Bewohner bekämpfen müssen. Typisch ist auch die fehlende Bindung und fehlende Identität mit der Region, welche historisch bedingt sind. Andererseits verfügt die Region über eine reizvolle Landschaft und wertvolle Sehenswürdigkeiten, welche aber außer dem Schloss Książ mit 300.000 Besuchern pro Jahr, eine eher geringe Anziehungskraft haben. Als Lösung bietet sich also die Bündelung der Angebote an. Als gemeinsame Vermarktungsschwerpunkte, die gleichzeitig als Alleinstellungsmerkmale der Region fungieren können, wurden Aktivtourismus, Radtourismus, Industrietourismus (gibt es zurzeit nur in Ansätzen) und der Geschichtstourismus (Geheimnisse des 2. Weltkrieges) definiert. Diese Vermarktungsschwerpunkte sollten innerhalb einer touristischen Route vernetzt werden. Auf dieser Basis wurde die Hauptroute, welche die wichtigsten touristischen Anziehungsstandorte berücksichtigt, bestimmt.

Die Hauptroute – Route der Geheimnisse – bilden vier Kristallisationspunkte: (1) Das Schloss Książ (Geheimnisse der Fürstin Daisy, geheime unterirdische Gänge), (2) Muzeum Przemysłu i Techniki (Geheimnisse der Technik), (3) Stollen in Walim (Geheimnisse des 2. Weltkrieges), (4) Szczawno Zdrój (Geheimnisse des Wassers). In Szczawno Zdrój ist gleichzeitig die Anbindung an die Route der Kurorte Niederschlesiens gegeben. Die Route der Geheimnisse soll als Fahrradrouten, Reitroute,

Wanderroute und Autoroute geplant werden, damit alle Standorte aktiv entdeckt werden können. Die Auswahl der Kristallisationspunkte hatte zum Ziel, mit der Route möglichst viele verschiedene Touristen anzusprechen und sie dann an weitere Stationen der Route zu führen. Jeder Kristallisationspunkt ist gleichzeitig auch als ein Startpunkt für eine thematische Route gedacht: (1) Das Schloss Książ – Die Route der Schlösser und Herrenhäuser, (2) MPiT – Die Route der Industrierelikte, (3) Stol-en – Die unterirdische Route, (4) Szczawno Zdrój – Die Route der Kurorte (Bekannte Leute, bekannte Kurorte).

Als Startpunkt der Route gilt das Schloss Książ, das als Magnet fungiert und Touristen anzieht, um sie an die weiteren Standorte weiterzuleiten. Die Themen sollen miteinander abgestimmt werden und aufeinander verweisen. Die Anbindung des Museums an ein regionales Netzwerk bedeutet, dass das Museum an eine regionale Route angeknüpft ist, die nicht monothematisch ist, bzw. nicht nur das Thema Industrieerbe umfasst. In dem regionalen Netzwerk ist das Museum bei der Gestaltung der Netzwerkpolitik und –ausrichtung gleichberechtigt. Da das Ensemble eine überregionale Bedeutung hat und als eine der Hauptattraktionen der Region gilt, ist es wohl möglich, dass es deshalb auch größeren Einfluss auf das Netzwerkgeschehen ausüben kann. Durch die Teilnahme am regionalen Netzwerk liefert das Museum einen Beitrag zur regionalen Identität – das Museum erzählt die 500-jährige Geschichte des Bergbaus. Dadurch gewinnt die Bevölkerung Verständnis für die eigene Geschichte und Zusammenhänge. Die gemeinsame Vermarktung der Region spiegelt die regionalen und überregionalen Zusammenhänge wieder und zeigt die Verflechtung aller Erbearten. Durch die Kooperation entsteht eine höhere ‚virtuelle Größe‘, wodurch das Museum auch größere

Chancen auf finanzielle Zuwendungen auch auf regionaler Ebene hat. Nicht nur das Museum, sondern auch die lokale Wirtschaft profitiert von der Vernetzung entweder in Form von Aufträgen oder durch Verbesserung der touristischen Struktur. Da die Hauptroute die wichtigsten Sehenswürdigkeiten unter einem Leitthema verbindet, wird die Gefahr des Ausfalls von Touristen verringert, falls der Industrietourismus an Popularität verliert.

Andererseits besteht bei einem so breit angelegten Themenspektrum das Risiko, dass das Industrieerbe in der Region zu kurz kommt. Die Hauptprobleme können die Kooperationswiderstände, z.B. zwischen dem Schloss Książ und dem Museum (die es zurzeit tatsächlich gibt) und die Widerstände unter den Netzwerkmitgliedern darstellen. Widerstände können dann auftreten, wenn für ein Netzwerkmitglied die aktuelle Situation vorteilhaft ist und das Eigeninteresse Synergieeffekten vorgezogen wird. Die Meinungsunterschiede als Folge der Heterogenität stellen eine große Herausforderung für die Gestaltung der Kommunikation dar. Ein weiteres signifikantes Problem kann aus der Regionsdefinition resultieren. Da die Grenzen anders als die administrativen Grenzen (zwei verschiedene Landkreise) verlaufen, kann sich auch die Koordination des Netzwerkes als problematisch darstellen.

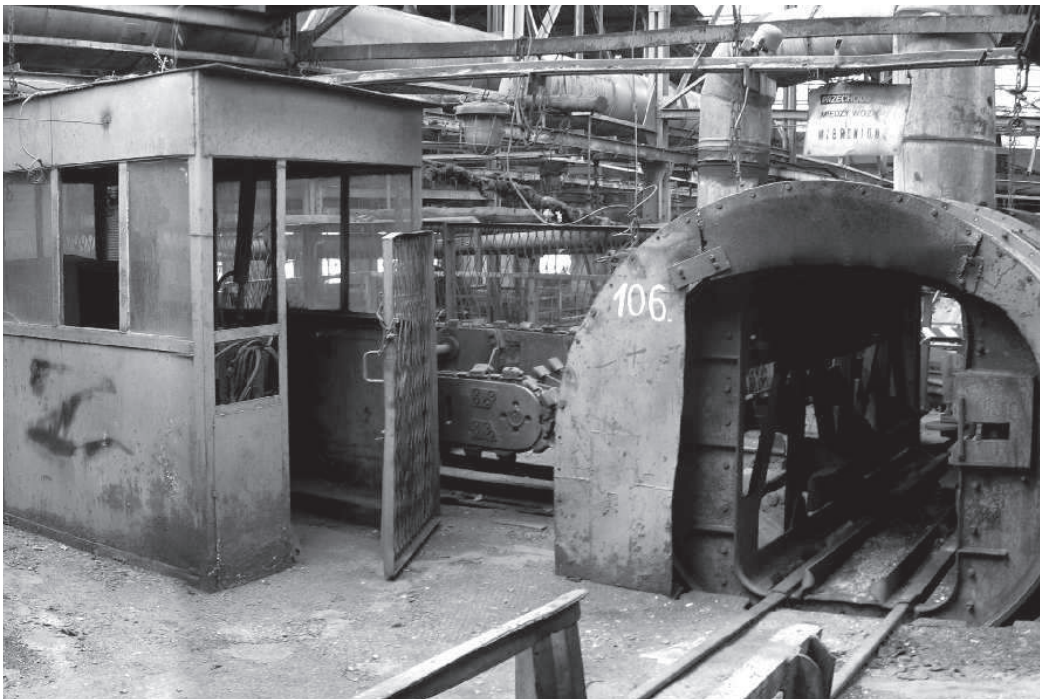
International

Für die Analyse zur internationalen Vernetzung wurde das ERIH Netzwerk ausgewählt, als das zurzeit größte industriekulturelle touristische Netzwerk. Für die Anbindung des Museums an das Netzwerk als ein Standort einer der thematischen Routen ist nur die Zuordnung des Ortes zu einer Route und die Integration des Standortes auf der Web-Seite nötig. Weitere Aktivitäten, wie gemeinsames Marketing oder Beschilderung des Standortes sind

nicht damit verbunden. Um das Netzwerk wirklich nutzbar zu machen ist eine Anbindung an das Netzwerk als Ankerpunkt nötig. Die Ankerpunkte bilden die ERIH-Hauptroute und werden im Rahmen eines Auswahlverfahrens benannt. Die Leitung des Netzwerkes hat in neun Gruppen zusammengestellte Auswahlkriterien definiert, welche die Basis für die Eignungsbeurteilung darstellen. Darunter wurden u.a. Attraktivität/Erlebniswert, hoher historischer Präsentationswert, Authentizität, Infrastruktur, innovative Perspektiven und Anbindung an regionalen Verkehr gelistet. Hinsichtlich der erwähnten Kriterien stellt sich heraus, dass das Museum gegenwärtig nur zwei von neun Kriterien vollständig erfüllt. Der Ort charakterisiert

einen sehr hohen Grad an Authentizität. Seitdem die Zeche schloss, wurden fast keine Bauarbeiten auf dem Gelände unternommen (weder Reparaturen noch größere bauliche Maßnahmen). Auch die signifikante Bedeutung der Anlage, als älteste in der Region und vollständig erhaltene, mit dem Fuchsstollen als Denkmal mit überregionaler Bedeutung, führt zu einer ganz hohen Einstufung des Museums. Hinsichtlich anderer Kriterien, wie Erlebniswert, kindgerechte Führungen, touristische Infrastruktur müsste hier jedoch noch sehr viel unternommen werden. Da zurzeit ein neues Konzept für das Museum entwickelt wird und Investitionen auf dem Gelände vorgesehen sind, kann angenommen werden, dass sowohl der Er-

▼ Abb.: MPiT, Verladestation, 2007
(Quelle: Sebastian Hettchen)



lebniswert als auch die touristische Infrastruktur in den nächsten zehn Jahren verbessert werden. Das ERIH Netzwerk bilden zurzeit kulturelle Einrichtungen (Ankerpunkte) und deren Projektpartner. In der Zukunft soll das Netzwerk um touristische Anbieter (Reisemittler), Hotels und Gastronomie erweitert werden. Als einer von mehreren Ankerpunkten wird das Museum keinen bedeutenden Einfluss auf die Netzwerkpolitik ausüben können. Es ist auch fraglich, ob der Standort mit bemerkbar größeren Besucherquoten zu rechnen hat. Es gibt wenige Touristen, die entlang der Hauptroute reisen und wenn, dann gehören sie zu Expertengruppen, die nicht sehr zahlreich sind. Standorte, die hohe Besucherquoten erzielen, zeichnen sich durch einen hohen Erlebniswert und Vernetzung mit regionalen Routen aus. Da die Investitionen und Qualifizierung des Museums erst im Jahr 2020 abgeschlossen werden sollen, besteht die Gefahr, dass es immer im Schatten derer bleibt, die als industrietouristische Attraktionen etabliert sind. Außerdem kann ein schlechter Zustand der Anlage auch Anti-Werbe-Wirkung haben.

Hinsichtlich der wachsenden Bedeutung des ERIH-Netzwerks stellt die Nominierung als Ankerpunkt für das Museum eine Chance dar. Der Status des Ankerpunkts erzeugt einen hervorragenden Ruf und zieht internationale Touristen an. Das wiederum führt dazu, dass das Museum mit anderen noblen industrietouristischen Destinationen kooperiert. Der Erfahrungsaustausch ermöglicht zu lernen, neue Kontakte zu knüpfen und Angebote zu qualifizieren. Die Mitgliedschaft im Netzwerk eröffnet auch Zugang zu solchen Kommunikationswegen, die für das Museum alleine nicht denkbar sind, wie z.B. Teilnahme an Messen. Die Gäste und der Ruf als ERIH-Ankerpunkt könnten dann zur ökonomischen Entwicklung der Region beitragen, obwohl das eher als langfristige Perspektive gese-

hen werden muss. Nicht ohne Bedeutung ist der Zugang zu internationalen Märkten.

Lokal versus Global

Beide Formen der Vernetzung bringen große Vorteile mit sich, nicht nur für das Museum, sondern auch für die Region. Die Bildung eines Netzwerks bedeutet vor allem für einen Standort Ausschöpfung der Synergieeffekte, Lerneffekte, Erzielung von Kostenersparnis und ‚virtuelle Größe‘. Der Vergleich deutet jedoch darauf hin, dass die regionale Vernetzung eine schnellere Steigerung der Touristenzahl ermöglicht. Zusätzlich setzt die Einstufung als Ankerpunkt im ERIH Netzwerk eine bestehende Anknüpfung an eine regionale Route voraus. Das bedeutet, dass die regionalen Zusammenhänge eine Voraussetzung für den Aufbau eines internationalen Netzwerks darstellen. Die neusten Entwicklungen in Wałbrzych zeigen, dass die Stadt auf regionale Vernetzung setzt. Im Sommer vom Juli bis Ende August verkehrte zwischen den interessantesten Sehenswürdigkeiten in der Umgebung (unter denen befand sich auch die Alte Zeche) ein kleiner Bus. Der Name Zagadkobus (Rätselbus) knüpft an die Rätsel der Regionsgeschichte an: Stollen im Schloss Książ oder unterirdische Labyrinth in Gluszyca und Rzecзка. Zwar gibt es noch keine Kooperation zwischen den einzelnen Stationen, jedoch wurde der erste Schritt zur Bildung eines regionalen Netzwerkes gemacht.

Gleichzeitig bemüht sich die Stadt Wałbrzych um die Qualifizierung des Museums. Es wird ein großes Nachnutzungsprojekt vorangetrieben: Der „Multikulturelle Park Alte Zeche“. Das Vorhaben wird zum großen Teil vom Kulturministerium finanziert. Die Implementierung des Projektes sieht eine Revitalisierung des Ensembles vor. Außer musealen Funktionen sollen der Zeche neue Funktionen hinzugefügt werden. Das Europäische Keramik Zentrum,

das Tanz Ensemble Wałbrzych, NGOs und Galerien werden in den Museumsgebäuden ihren neuen Sitz finden. Es stellt sich jedoch die Frage, in welchem Umfang und auf welche Weise die bauliche Substanz saniert wird und ob man behutsam mit dem einzigartigen Ambiente umgehen wird. Fatal wäre wenn die Alte Zeche durch die Sanierung das Wertvollste, nämlich ihre Authentizität verliert.

Ashworth, G. J., "Realizable potential but hidden problems. A Heritage tale from the five Central European Cities," in: *The historical Metropolis. A Hidden Potential*, Ac. Ed. J. Purchla, ICC Cracow PAGES, 1996.

Dobesz, Janusz, „Das Waldenburger Industriegebiet. Aufgaben und Möglichkeiten der Denkmalpflege," in: *Kunstchronik*, Bd.54 Nr.9-10, 2001, S.450-453.

Januszewski, Stanisław, „Ośrodek Dawnej i Nowej techniki Górniczej w Wałbrzychu," in: Januszewski, Stanisław (Hg.), *Dzieła techniki - dobra kultury. Zabytki Przemysłu i Techniki w Polsce* Wrocław, 2002, S.16-20.

Kosmaty, Jerzy, „Zabytkowa 'Lisia' sztolnia w Wałbrzychu jako dokument rozwoju techniki górniczej na przełomie

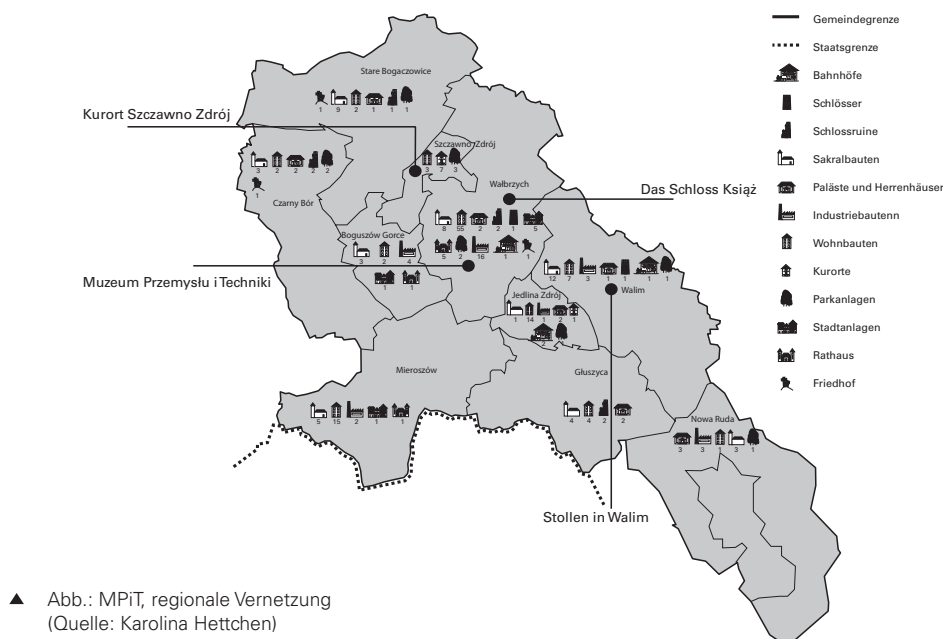
XVIII i XIX w. – możliwości jej wykorzystania dla celów turystycznych i edukacyjnych," in: Burzyński, T., Łabaj, M. (Hg.), *Dziedzictwo przemysłowe jako atrakcyjny produkt dla turystyki i rekreacji. Doświadczenia krajowe i zagraniczne. II Konferencja Międzynarodowa*, Zabrze, 12-13.06.2005, Katowice 2005, S.133-143.

Piątek, Eufrozyna, „Der Fuchstollen im Waldenburger Steinkohlerevier. Geschichte und Bedeutung als technisches Denkmal," in: *Der Anschnitt*, Nr. 54, H.2-4, 2002, S.78-85.

Piątek, Eufrozyna und Zygfryd Piątek, „Das Bergwerk Fuchs/Thorez/Julia in Wałbrzych/Waldenburg als technisches Denkmal. Ein Beitrag zur Industriearchäologie Niederschlesiens," in: Brüggerhoff, Stefan, Farrenkopf, Michael, Geerlings, Wilhelm (Hg.), *Montan- und Industriegeschichte*, Ferdinand Schöningh, Paderborn, 2006, S.415-437.

Wolf, Antje, *Erfolgsfaktoren industrietouristischer Einrichtungen*, Diss., Selbstverlag des Faches Geographie, Universität Paderborn, Paderborner Geographische Studien, Bd. 18, 2005, Paderborn.

Xie, Philip Feifan, *Developing industrial heritage tourism: A case study of the proposed jeep museum in Toledo, Ohio*. Tourism Management 27, 2006, S.1321-1330.





◀ Abb.: Kalkwerk Lengefeld, 2009
(Quelle: Mirko Knauth)

Erzgebirge

Public Participation and Community Involvement in World Heritage Processes - The Industrial Cultural Landscape Montane Region Ore Mountains on the Way to UNESCO.

By Heidi Pinkepank

The Montane Region Ore Mountains (Erzgebirge/ Krušnohoří) is situated along the German-Czech border in the Free State of Saxony/ Germany and in Bohemia/ Czech Republic. It is a natural landscape unit which includes mining areas that possess an over 800 years old mining tradition. Mining formed this cultural landscape through stockpiles, glory holes or hydraulic engineering structures. Numerous objects bear testimony to the productive activities above and below the surface of this region. Developments in the mining field, improvements in processing and metallurgical procedures were initiated in the place. From 1765 onwards these tasks were undertaken by the mining academy Freiberg which developed montane sciences in interrelation with practical issues. The thereby rendered services gained international recognition and applicability. Moreover, a rich folk culture with specific mining traditions originated in the Ore Mountains. All these aspects contribute to the region's cultural and historical value, as well as to its spatial concentration, integrity and historical continuity, and make its formative branch of industry unique. (TU Bergakademie Freiberg, 2001)

Since 1998 the Industrial Cultural Landscape Montane Region Ore Mountains is inscribed in the German World Heritage Tentative List due to its exceptional value. Through the nomination as a UNESCO World Heritage Site and through the related activities for the development of the project, the Ore Mountains aim to sustainably and globally improve its cultural, touristic and economical perception. Not only does an overall appearance of the entire region plays a key role in this process, the improvement of transnational cooperation, communication and close collaboration amongst the districts and communities within the Ore Mountains as well as involvement of all stakeholders also need to be taken into account.

The registered development association Montane Region Ore Mountains („Förderverein Montanregion Erzgebirge e.V.“) supports the recognition of selected single properties and ensembles in the German as well as Bohemian part of the cultural landscape Ore Mountains for UNESCO World Heritage status. The nomination application is expected to be reviewed in 2013 as a serial transnational property with a living and evolving cultural landscape. Currently an intense pre-selection and evaluation of objects, which fulfil the criteria for the inscription to the UNESCO World Heritage List, is being carried out. Furthermore a close collaboration with the Czech Republic is being developed.

However, since 2005, when the deletion of the Dresden Elbe Valley World Heritage Site became the centre of discussion, the acceptance of the idea of nominating the Montane Region Ore Mountains as a World Heritage Site has fallen increasingly within the area. Moreover, the deletion of the Dresden Elbe Valley from the List in June 2009 has had further adverse affects and, thus, led to heavy debates not only within UNESCO and the politicians, but within the general public as well. Even though both projects are not directly comparable, the conflicts that arose in Dresden have had an impact on the project development of the Montane Region as World Heritage, so much so that at the level of regional politics the acceptance and encouragement of a potential World Heritage Site Montane Region Ore Mountains has decreased noticeably.

The experiences made in Dresden and other sites in the world (e.g. Odda/ Norway) show that the acceptance of World Heritage is not only dependent on politics, but to a large extent on the general public as well. Therefore, it is imperative to connect the perception of World Heritage to its po-

sitive and advantageous aspects in order to raise the acceptance for a potential World Heritage Site in the Region.

As a result, the acceptance and support of the entire project by the general public and certain community groups in particular is indispensable and demands the involvement of all stakeholders engaged. Nowadays it is widely accepted that projects and organisations are doomed to fail unless there is the will to involve citizens. (Community Involvement, 2008) This is why the World Heritage Project Montane Region Ore Mountains ought to be realized via a participatory process which will ensure a sustainable support within all relevant stakeholder groups. A long-lasting acceptance of and commitment to a World Heritage and the willingness and engagement to align with UNESCO's affiliated demands, could imply a great chance for local and regional development.

World Heritage and Participation

The involvement of local community groups is a key criterion for conveying the message embodied by the concept of World Heritage successfully. This is also a requirement to be fulfilled by UNESCO as per Para. 12, Para. 123 and Annex 3, Para. 12 of the Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention, as well as by the Strategic Objectives of the World Heritage Committee.

During the 31st Session of the World Heritage Committee in Christchurch, New Zealand in 2007 the important 5th Strategic Objective – the Community – was added to the already existing 4 C's defined in Budapest, 2002 (Credibility, Conservation, Capacity-building and Communication). “The New Zealand thesis is that the identification, management and successful conservation of heritage

must be done, where possible, with the meaningful involvement of human communities, and the reconciliation of conflicting interests where necessary. It should not be done against the interests, or with the exclusion or omission of local communities." (UNESCO, 2007)

It is becoming more and more evident that the involvement of the general public is being considered of high importance even during the identification and nomination processes. The population itself is a crucial part of the World Heritage for it is the local people whose heritage is being protected that embody and transmit the content of their heritage and give it life. However, the idea that public par-

ticipation is crucial for sustainable development is not new. In June 1992, The United Nations Conference on Environment and Development (UNCED) emphasized in Principle 10 of its Rio Declaration that "environmental issues are best handled with the participation of all concerned citizens, at the relevant levels" (UNEP, 1992). This perspective was constantly reinforced during the 1990s through to the 2002 World Summit on Sustainable Development in Johannesburg, South Africa.

Thus, it has been realized that the involvement and informed participation of all stakeholder groups from the very beginning may help in identifying and overcoming conflicts and in developing joint

▼ Abb.: Uran Schacht Schlema, 2009
(Quelle: Förderverein Montanregion Erzgebirge e.V.)



strategies and suggestions for action. Moreover, the variety of perspectives, demands and specific approaches of all relevant stakeholder groups also needs to be kept in mind.

Too, the participation of the local people is identified as an important criterion for a successful regional development. Particularly against the background of the decreasing popularity of the project UNESCO World Heritage 'Montane Region Ore Mountains' the involvement of the population at large shall become a key issue.

The central challenge of dealing with such a living cultural landscape, however, lies in responding to development dynamics to allow socio-economic changes and growth on one hand, and simultaneously respecting the traditional cultural landscape and its surroundings. For this, goals have to be defined and strategies for implementation developed. Therefore, currently a Master Thesis is being prepared by the author that aims to develop an action plan to overcome shortcomings of the project and contribute to its development and public acceptance. As the first step, however, the question has to be raised whether the local people whose heritage is being protected are involved in the processes at all?

The Master Thesis

"World Heritage Sites are deeply political entities that arrive in local communities with clearly defined boundaries and buffer zones following inscription on the World Heritage List. They come with baggage and have not always been welcomed" (Millar, 2006: 40).

Based on the hypothesis that the image of UNESCO World Heritage Sites creating economical and development barriers is due to restricted

communication with and participation of the local communities, this Master Thesis discusses the importance of Public Acceptance, Participation and Community Involvement in World Heritage Processes using the example of the Industrial Cultural Landscape Montane Region Ore Mountains (Erzgebirge/ Krusnohori). The Montane Region is of particular interest since it is a Cultural Landscape, a serial and transnational property and therefore features a variety of aspects of participation and community involvement including language and mentality barriers. Further reasons for choosing this site in particular is in fact the time frame between inscribing on the Tentative List and the review of the nomination application as a World Heritage Site to be able to analyse the participation within identification and nomination processes. Additionally a new instrument regarding community involvement has been partly implemented in this region. The so called Pilot Study designed by the registered development association Montane Region Ore Mountains aims to assess the possible economic impact on the region. "They require a thorough balance between Heritage and business, which may influence the criteria of choice of potential Heritage monuments. [...] A high level compatibility is clearly going to promote the acceptance of a Heritage project even in business circles" (Montanregion Erzgebirge, 2009).

In line with democratic ideals there is a growing call for greater community and public involvement in identification, consultation, nomination, management and monitoring processes of World Heritage Sites. A variety of public participation procedures already exist that aim to consult and involve the public. However, very few of them were implemented so far. Local people, local businesses and community groups in numerous countries and at many World Heritage Sites around the world are

still left out of the consultation and management processes to a large extend. (Millar, 2006)

Many questions appear that have to be answered and for which solutions need to be found:

What does the real involvement of local people actually mean? How can a multitude of stakeholders be actively involved in World Heritage Processes, in particular, how can different communities be involved? "What kind of interface should there be between the aspirations and values of local community groups, communities of interest, communities of practice and the aspirations and values of local councils, national governments, national and international cultural heritage organizations and tourism organizations?" (Millar, 2006: 38) Theoretically all people of the world are the owners of this heritage. Still the question 'Whose heritage is it anyway?' does arise. Can this question be answered? In fact, communities became focal point in the World Heritage debate. Their role, however, has yet to be defined.

Methodology

In the context of this Master Thesis important insights regarding the variety of stakeholders were gained through face-to-face interviews of representatives of certain stakeholder groups (e.g. local tourism, local businesses, local people, church representatives, museums culture representatives) mainly carried out in Annaberg-Buchholz, known as the capital of the Ore Mountains, and Schneeberg located within the German Site, and in Most and Jachymov of the Czech Ore Mountains.

By this, qualitative statements were collected, analyzed and assigned to certain stakeholder groups to be able to precisely develop strategies for action in the field. Sample questions were: What does the general public know about UNESCO, World Heritage, its contents and concepts? What does a

World Heritage Site 'Montane Region Ore Mountains' mean for the local people? What chances, aspirations, objections or expectations are identified by the general public and certain community groups; what are the most urgent worries? How could better informed citizens support the project; could they take on responsibility, get engaged and assist? How does the image of the World Heritage Convention, the Free State of Saxony, the Region and the project itself influence the communication within the region and amongst stakeholders, communities, associations as well as with other regions?

Der Text bezieht sich auf die Masterarbeit zur Montanregion Erzgebirge von Heidi Pinkepank an der BTU Cottbus, Studiengang World Heritage Studies (Betreuung: Prof. W. Schluchter, BTU und Prof. H. Albrecht TU Bergakademie Freiberg).

UNESCO, *Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention*. WHC. 08/01 January 2008. Intergovernmental Committee for the protection of the World Cultural and Natural Heritage. UNESCO World Heritage Centre. Paris, 2008.

TU Bergakademie Freiberg (ed.), *Machbarkeitsstudie UNESCO-Welterbe Montanregion Erzgebirge – Auszüge aus dem Abschlussbericht*. Projektgruppe UNESCO-Welterbe „Montanregion Erzgebirge“, Freiberg, 2001.

Community Involvement, Overview. Available at: <http://www.communityinvolvement.org.uk/Index.html>, DOA 29.10.2009.

Montanregion Erzgebirge, *Present and Future Projects*. Pilot study. Available at: <http://www.montanregion-erzgebirge.de/>, DOA 29.10.2009.

Millar, Sue, "Stakeholders and community participation", in: Leask, A. and Alan Fyall (ed.), *Managing World Heritage Sites*. Elsevier Ltd. Oxford. p. 37 - 54.

UNESCO, *Proposal for a 'Fifth C' to be added to the Strategic Objectives*. World Heritage Committee. Thirty first Session, Christchurch, New Zealand. 23 June -2 July 2007. WHC-07/31.COM/13B. Paris, 2007.

UNEP, *The Rio Declaration on Environment and Development*. UNCED Doc/A. CONF.151/5/Rev/1. Nairobi, Kenya, 1992.



◀ Abb.: Metastadt Test Building, Lauenstein, 2008
(Quelle: Lars Scharnholz)

"We regret that in Wulfen an example of German architectural history will disappear. ... Who would talk about Pisa nowadays had they demolished their leaning tower back then?"

Karl-Christian Zahn, city director of Dorsten, in his 1986 criticism of the demolition of the Meta-City Wulfen, excerpt from "Der Schiefe Turm von Wulfen" (Gesterkamp, 1986)

The Meta-City Building System, exemplified by the former model-housing unit in Dorsten-Wulfen, Westfalia has been regarded as a failed architectural idea of the 20th century since the demolition of the latter in the late 1980s. The idea behind this architectural utopia had been to introduce a seminal change in modern urban planning and to test in practical terms the possibilities of industrially fabricated buildings. In this case the innovation lay in the technical solution: the intention was to fit structures of various functions into empty urban lots by using a flexible modular system, thus building up the existing space in an optimal way. On closer inspection, the Meta-City approach appears to be both reasoned and sophisticated. The idea behind the design also reveals that the architects of this ambitious idea were not only concerned about constructional innovations but also struggled to achieve a high-quality design. Nonetheless, to this day, the vision has largely fallen into oblivion.

The reasons for forgetting are complex. The users of the few Meta-City pilot projects complained specifically about aspects of the building physics and technical implementation that had not yet been fully worked out. However, the fundamental condemnation of the Meta-City idea is connected to the general criticism of Modernism during the 1970s and 1980s.

Metastadt

The Metastadt Bausystem developed by Richard J. Dietrich in the 1960s is unique in the history of construction, one that combines city planning, architecture, and structural engineering.

By Florian Breipohl and Lars Scharnholz

Architectural Utopias

The Meta-City Building System is in the lineage of architectural utopias of the 1950s and 1960s. Inspired by increasing industrialization, radical technical innovations and an explosive growth in world population, the architects and artists, planners and engineers of the time began to develop new, modern urban utopias that achieved a hitherto unknown degree of radical innovations in established living and working environments.

The beginning of this development, which in the ensuing years also attracted many followers and thinkers in Europe, can be found in Japan. Concerned about the finite amount of land on their island that could be built upon, new ways were sought to compensate for the anticipated lack of space, either through futuristic floating sites or gigantic space cities. In their endeavor, the designers aimed not only at a definite increase in space to respond to the need for viable expansion opportunities. Rather, against a background of rapidly changing human needs and ways of life, they were concerned about the flexibility of each individual urban planning and architectural solution.

As they recognized the general direction of the progressing modernization but were hardly in a position to formulate a definite prediction of its possible consequences, the goal was to design flexible systems adaptable to upcoming development regardless of which course it might take.

The freedom of the individual and societal development in a rapidly changing world stood in the foreground of the visionary dreams about the future. The tool with which to meet this demand was considered to be technology. The existing technological possibilities of the 1960s and 1970s as well as a naive belief in a technological development that would constantly reinvent itself formed the

basis of the architectural utopias of the post-war decades. In no other vision does this demand become more apparent than in the design fantasies of the British architectural group Archigram. Heinrich Klotz addresses this topic in his 1996 volume *Architektur, Zur Geschichte, Theorie und Kritik des Bauens*,

“...the technological-constructive world of Modernism becomes a poetic allegory, indeed, a new myth. Archigram is not fascinated by the realization of a constructive idea but by the creation of a never-before-seen environment out of the spirit of construction and technology, exploration of outer space and utopias. In this world human beings become pure optimists and build their houses as capsules in marina-city towers, surround themselves with Wachsmann and Buckminster Fuller structures, charge their environment with Pop-art color spectrums and inhabit this beautiful new world smilingly, confident in the future. Archigram turns construction into fiction, and makes up the technological backdrop of a pure present that knows nothing of history and anticipates the future.” (Klotz, 1996)

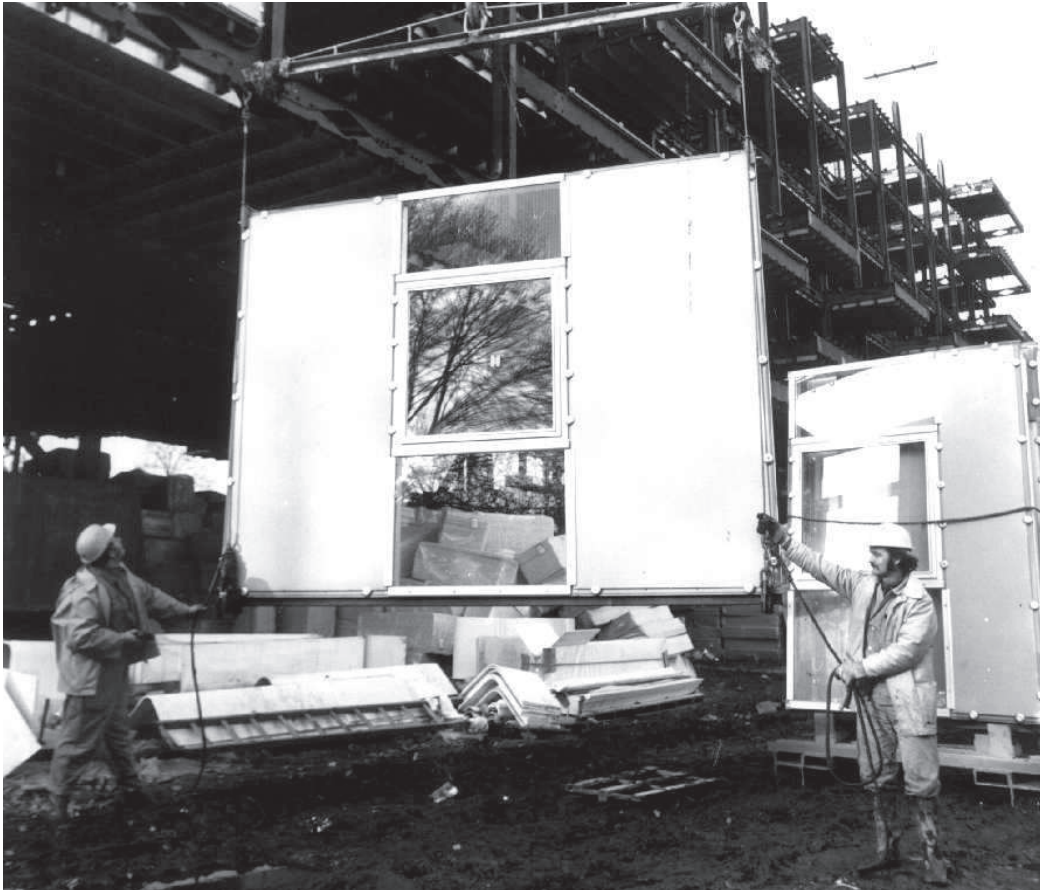
Management and Projects

A lecture and exposition series, titled “If We Want to Continue Building,” initiated by Richard Dietrich in 1965 at Technische Hochschule München, examines the application of industrial fabrication methods in structural design. It marked the starting point of Dietrich’s discourse on the theoretical foundations of a new urban planning program with the visionary title, “Meta-City.” Invited lecturers included the protagonists of Modernist utopias of those days: Konrad Wachsmann, Jean Prouvé, and Yona Friedmann. Stimulated by the contributions of the invited architects, Dietrich began his work on the Meta-City Building System, which led to his dissertation following the lecture series.

With the goal of establishing a scientific foundation for the idea, Richard Dietrich, along with his fellow students Bernd Steigerwald, Thomas Herzog and Gernot Minke, among others, founded the "Entwicklungsgruppe für Urbanik" (Development Group for Urban Planning) as a civil law association. This group examined besides constructive solutions, in particular, spatial and organizational problems within an urban context.

Hailed for his ideas as a utopian visionary, Dietrich not only dealt with theoretical constructs of future urban planning models but from the beginning pursued the ambitious goal of testing his ideas in practice. To implement this endeavor on a large scale, the incorporated Meta-City Planning and Construction Offices were founded. In 1971, a trial building was erected on land owned by Technische Hochschule München. At this building, series of

▼ Abb.: Metastadt Office Building Construction Site, Lauenstein, 1970s (Quelle: OKAL)



tests concerning building physics were conducted and various production methods were investigated and optimized. Following the conclusion of the testing phase in 1972, OKAL, a maker of prefabricated houses from Lower Saxony who had financed the endeavor, built its administrative building as a demonstration model. In the same year the Meta-City Building System was presented at the Hannover Trade Fair. The New City Wulfen in North Rhine-Westphalia, built during the mid-1970s, represented the biggest building project. With 103 publicly financed apartments for 500 inhabitants, shops and a nursery school, the project was intended to push aside the last doubt as to the technical feasibility of a meta-city. Huge acclaim was not forthcoming, however. Along with criticism of modern urban planning came a controversy concerning the idea of a meta-city. After only 11 years, the Wulfen complex was condemned and the entire meta-city project ended. Today, only a small trial building and a not so carefully restored administrative building for the Otto Kreinbaum Company from Lauenstein (OKAL) in Lower Saxony recall the visions from the past.

Criticism: Structural Change

On that occasion, the drop in demand for the Meta-City Wulfen was not so much connected to the apparent construction faults as to the structural change in the area around Wulfen. Emigration resulting from a crisis in the mining and chemical industries led to a decrease in population of the meta-city. The demolition of the buildings of the Wulfen model project in the 1980s, therefore, is not so much the end of a modern urban planning experiment as it is the beginning of a momentous discussion about urban change. This discussion, which has taken place since the late 1990s, has made possible a fundamental course correction in German urban planning.

Thus the demolition of the model housing complex "Neue Stadt Wulfen" should be regarded within the historical context of 1970s and 1980s. The first large-scale demolition of a German housing project of the post war era can be seen as an instance of postmodernist finger-pointing, which came not coincidentally out of a social-reformist, urban policy that had newly discovered the achievements of the pre-industrial past. Within the context of Renaissance endeavors for the "European City" and the resurgent interest in architectural history, there was no longer space for futuristic ideas such as the meta-city.

Thus, the end of the meta city coincides with a fundamental criticism of unrestricted belief in technology and progress. With the oil crisis at the beginning of the 1970s, discussions about environmental protection and use of resources, as well as monument protection and building conservation are on the upswing. The effects of a ruthless approach to urban planning that was all-too euphoric about the future, and which consequently irrevocably destroyed the historical structures of numerous cities, promoted the condemnation of Modernism and strengthened the demand for a more careful treatment of existing structures. Although Rob Krier's remark about satellite cities being "gigantic trash heaps of unusable real estate" today can be safely put into the drawer of postmodern polemics, it nevertheless makes clear the kind of rejection the idea of a meta-city was facing in the 1980s.

Projects such as the meta-city experiment in Wulfen had too little time to establish themselves as a convincing urban planning model. After finishing the houses, expectations were so high and criticism directed at their universality void of history was so severe that the necessary readjustments

in construction were not tolerated. Apparently, the meta-city developers had neglected to plan for an additional round of experimental testing of the idea of the city as a dwelling and living space, testing which would have allowed them to recognize and alleviate future weaknesses.

Instead the inhabitants were confronted with an idea of a city that had undergone very little practical testing, and the weaknesses of which were to be discovered and dealt with under conditions of daily use. The inhabitants justifiably perceived this laboratory situation as an imposition and soon rejected it with great protest. The consequences for the architectural innovation by Dietrich and Steigerwald were devastating: along with the end of the project in Wulfen, not only was the housing complex demolished, but also the idea of a meta-city was declared a failure.

Criticism: Construction Flaws

Although the criticism of the idea of a meta-city and the model endeavor was closely connected to the debate about the often faceless urban planning of the postwar years, it is notable that in the media the complaints mostly referred to the constructive flaws of the apartment towers in Wulfen.

The weak points resulted essentially from the material and constructive execution. The building system could do justice to the actual demands for flexibility by the users to only a small extent. The high expectations of users were met by too few combination and solution possibilities for modular assembly. The lack of structural heat insulation and the expensive repair work resulting from prefabrication came under criticism by the inhabitants of the Meta-City Wulfen from the beginning. High heating costs, structural damages in the façade,

▼ Abb.: OKAL Office Building, Lauenstein, 2008
(Quelle: Lars Scharnholz)



continuous and burdensome repairs and the associated general discontent led to moving out, and the vacancy rate increased so quickly that by the summer of 1986, the last renters had left the model housing complex. The partially open joints on the roofs and the area of the façade allowed rainwater to enter the building which in turn eventually spread to the interior spaces through the partitions of the modular system. Thomas Gesterkamp writes about this in the German weekly *Die Zeit*,

“For the renters the high-rise was a nightmare from the beginning. The first of them had barely moved into the apartments in 1974, when the first flaws became apparent. Water was dripping through the flat roof of the nine-story building. Windows and walls did not offer sufficient protection against cold, wind and humidity. A high rate of heat loss drove up the heating costs. Whenever a window pane broke, the entire casement frame had to be replaced. Cracks appeared in the quickly soiled outer facades. Repair men soon became an everyday sight in this “stalactite cave of publicly financed apartment living,” as a German magazine put it.” (Gesterkamp, 1986)

Construction and Structural Engineering

Today the question remains, however, as to whether the construction flaws of the past were indeed signs of a clearly failed development and mark the dead end street of a too ideologically tainted architectural view of postwar Modernism. What was the technological innovation of the meta-city idea? How would the structural problems be solved today? What prospects of success would the meta-city idea have if one thought about it further?

Four years ago, Karl-Heinz Cox, the former president of THS-management remarked on the future feasibility of an overhauled meta-city system. In the 1970s, his company had been contracted to

construct the Meta-City Wulfen. For the German paper *Die Welt* he stated in 2004, “The right idea at the wrong time in the wrong place.” Was the meta-city not so much inappropriate as a technological solution as it was conceived and implemented too early? (Lampert, 2004)

The outstanding achievement of the participating architects and engineers consisted in establishing a constructive system as a base for the Meta-City Building System that guaranteed continuous convertibility of individual units while the entire system was in use, without affecting the whole in any appreciable way. Slight changes in the floor plan within a unit but also complete modification of the entire system including expansion or removal of entire areas allowed for an ambitious range of activities made possible by the constructive system of the Meta-City and unrivaled to this day.

The steel construction system developed for this endeavor was executed as an orthogonal skeletal structure with rigid joints. The basic module was a cube consisting of 24 quarter frames on a basic grid of 420x420 mm and of variable height. The detailed building elements allowed for a precise adaptation of the building to the current space requirements. Steel pylons suspended the skeletal structure, into which space-delineating elements and technological infrastructure were inserted. Without diagonal bracing a maximum use of space and flexibility were achieved.

Especially remarkable in this context are the pioneering achievements in planning in the area of automated numerical calculation procedures to register the constant changes in the load-bearing structure and to enter those changes into the construction according to the changing load conditions. A specifically developed software automated the calcu-

lations of the changing load conditions within the entire system and determined the changed escape routes to guarantee constant adaptability. The computer as a serious tool for planning in structural engineering was still in its fledgling stages. Its application for calculating the load-bearing system under changing load conditions therefore can be called groundbreaking and far ahead of its time. Today, customized construction elements fitted to individual requests and fabricated in efficient mass production no longer represent a challenge for the building industry. Thus, the technological conditions for the prefabrication of different modular building elements have considerably improved since the meta-city idea was initiated.

Rediscovery

The recent interest in the Meta-City idea and the visions of modular building from the 1960s and 1970s can also be seen against the background of the arrival of computer aided planning and production methods in architecture. The Meta-City as an outstanding achievement of prefabricated, mountable architecture was honored most recently in the presentation of Richard Dietrich's and Bernd Steigerwald's ideas in the exhibition "Home Delivery: Fabricating the Modern Dwelling" at New York City's Museum of Modern Art. (Peter Christensen and Barry Bergdoll, 2008) Compared to recent development in the building industry, Dietrich's and Steigerwald's constructive-conceptual work was ahead of its time. Today, a comparable approach including new technical solutions is again conceivable.

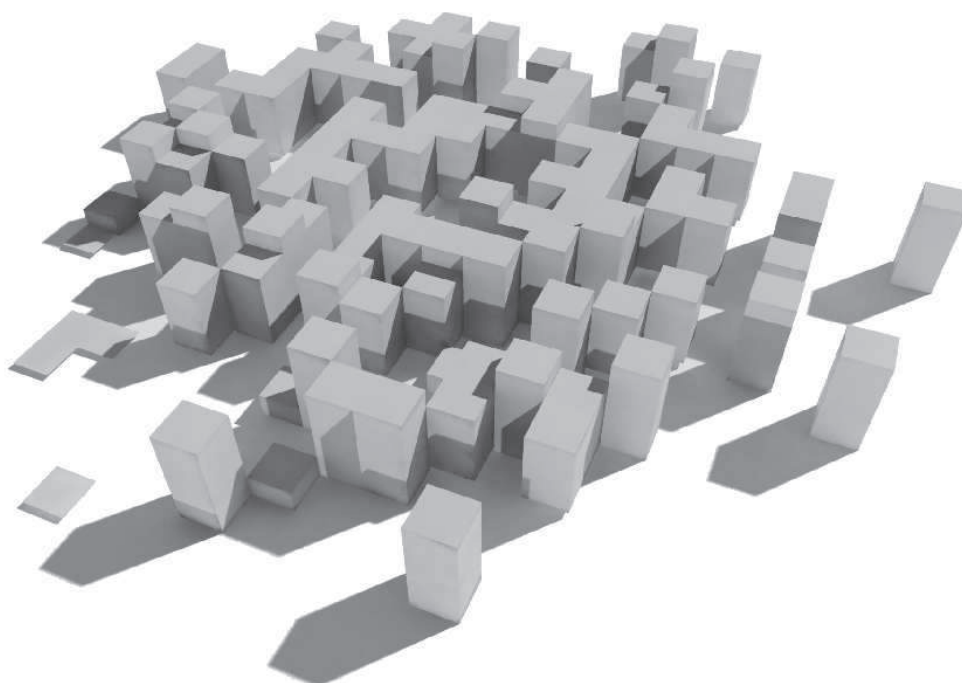
Currently, the development of flexible systems is booming. It was ironically the 1986 demolition of the 102 Meta-City Wulfen apartments including shops, offices and a nursery school that proved once and for always the flexibility and capacity for

assembly of the Meta-City system: the demolition employed not wrecking ball crews but construction assembly companies, which dismantled the buildings step by step into the prefabricated parts. (Gesterkamp, 1986)

The Meta-City Building System is a unique testimony to architectural history that unites urban planning, architecture and constructive engineering. Program, organization, approach and the means applied in conception, development, planning and execution were far ahead of their time. The logical consistency with which the Meta-City Building System was worked out, from the macro level of urban planning to the micro level of constructive details, represents a master work by all those who participated in its development.

Der Aufsatz bezieht sich auf eine theoretische Beschäftigung mit dem Metastadt-Bausystem aus dem Jahr 2005 und einer Publikation im Rahmen einer am MoMA 2008 ausgerichteten Ausstellung mit dem Titel „Home Delivery: Fabricating the Modern Dwelling“. Dank der Autoren gilt insbesondere Herrn Richard J. Dietrich und Herrn Bernd Steigerwald, die als Urheber des Metastadt-Bausystems freundlicherweise bereit waren, ihr Wissen zu teilen und Archivmaterial für diese Arbeiten zur Verfügung zu stellen. Dank gilt weiterhin Herrn Prof. Barry Bergdoll, der als Chefkurator des MoMA für Architektur und Design das Metastadt-Bausystem als Thema die Ausstellung aufgenommen hat.

*Christensen, Peter and Barry Bergdoll, Home Delivery: Fabricating the Modern Dwelling, Basel, 2008.
Gesterkamp, Thomas, "Der Schiefe Turm von Wulfen," In: Die Zeit, Sept. 12, 1986, Number 12.
Klotz, Heinrich, Architektur. Texte zur Geschichte, Theorie und Kritik des Bauens, Ostfildern-Ruit, 1996.
Lampert, P., "Baumeister des Reviers," In: Die Welt, Oct. 3, 2004.*



- ◀ Abb.: Typologische Untersuchungen der Gruppe „rhythm of algorithm“ im Rahmen des Internationalen Workshops „Algorithmic Urbanism“ (Quelle: Ilija Vukorep)

Simulation

Zusammen mit der Hochschule Lausitz ist INIK an mehreren Projekten beteiligt, in denen computergestützte städtebauliche Konstellationen simuliert werden. Diese Methode wird zu einem der wichtigsten Instrumente in der Planung. Sie unterstützt die Analyse komplexer meistens dynamischer Systeme.

Von Ilija Vukorep

Städtebauliche Planungsprozesse sind überwiegend parametergesteuerte Prozesse.¹ Trotz der frühzeitigen Einführung von CAD, GIS und GPS² in der Planung konnten erst vor knapp einem Jahrzehnt digitalisierte parametrische Methoden im Städtebau auch konkrete Anwendung in der Praxis finden.³ Die Verbreitung rechengestützter Anwendungen führt zur Popularisierung digitaler Stadtmodelle und somit zur breiteren Akzeptanz und Gebrauch in allen Sphären unseres Lebens, wie z.B. Google-Earth.⁴

Städtebauliche parametrische Simulationen ermöglichen den Planern das Erstellen von verschiedenen „Was wäre wenn“ – Szenarien, die Entwicklung einer breiten Palette abspielbarer Optionen. Die interaktive Schnittstelle und visuelle Herangehensweise ermöglicht es, die an der Planung Beteiligten früh einzubinden und Einfluss auf die Planung auszuüben. Somit kann der bisher vorwiegend hierarchische städtebauliche Planungsprozess durch einen ansatzweise partizipatorischen ersetzt werden.

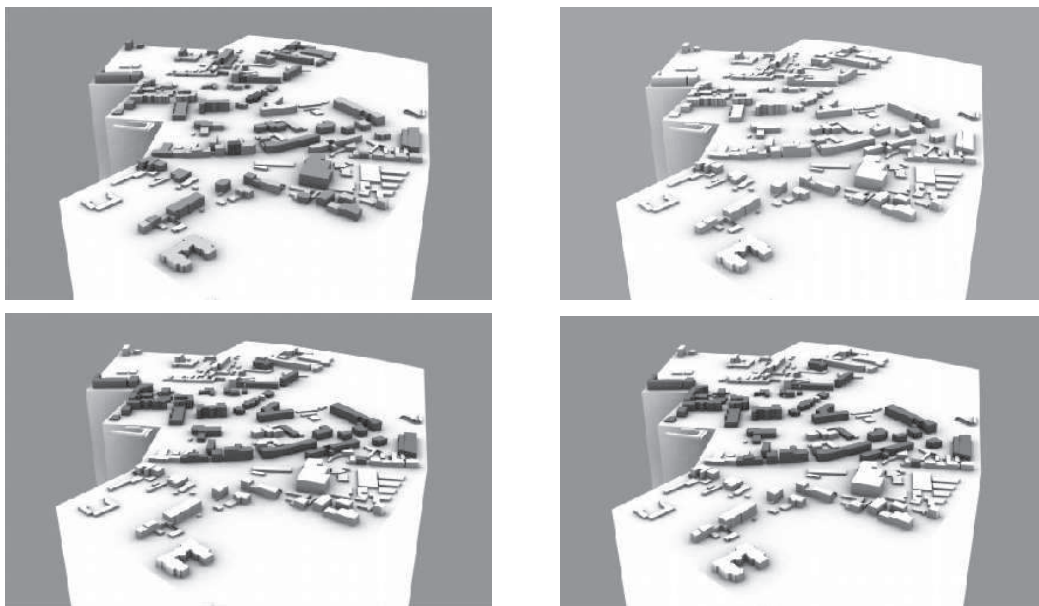
„Everybody knows about top-down urban planning, as 90% of all urban planning in history followed and is still following this scheme or method. The reason may lie in the lack of alternative procedures. There was a glimpse of it in the sixties with Non-Plan but no real working solution yet in sight. Without exaggerating could be stated that this project is probably the only existing truly bottom-up planning tool ever implemented. Your search for hierarchy would be in vain, even the streets subordinate themselves to the synthesis of every single parcel's wish of size, position and form. This practical research and its hypothesis have shown that a pure bottom-up approach also bears a lot of problems, as it lacks any controlling systems within its completely horizontal structure.“ (aus Methods / Kaisersrot.com)

Immer häufiger entwickeln Teams aus Stadtplanern, Architekten und Softwareentwicklern für Klienten eigene maßgeschneiderte softwareunterstützte Lösungen, die sich einer ständig wachsenden Algorithmensammlung bedienen, und für die spezielle Situationen und Anforderungen eingesetzt werden. Diese Decision Support Systeme (DSS)⁵ bereiten eine variantenreiche Diskussionsgrundlage vor, mit einem hohen Maß an Detailinformationen und notwendigen Zahlen. Die bestechende Einfachheit der Interaktion, sowie das dynamische visualisierte und modellierte Output werden in städtebaulichen Planungsprozessen immer wichtiger, da diese Prozesse meistens kostenintensiv und langwierig sind. Nun handelt es sich bei fast allen derzeit entwickelten parametrischen städtebaulichen Projekten um urbane Erweiterun-

gen. Dagegen werden städtebauliche Rückzugstendenzen, so genannte Schrumpfungsprozesse und die mit ihnen verbundenen Transformationen urbaner Regionen nur punktuell und meistens ohne Einbeziehung sozialer und gesellschaftlicher Parameter erforscht. Diese Prozesse des Stadtumbaus sind eines der Hauptthemenfelder des INIK. Gemeinsam mit der Hochschule Lausitz wird hier der Einsatz neuer Technologien erforscht und in Projekten und Untersuchungen eingesetzt.

Simulation des Stadtumbaus

Der Stadtumbau vollzieht sich in ungleichen Geschwindigkeiten und findet lokal, regional und global in unterschiedlicher Ausprägung statt. Eine der Einflussgrößen mit Folgen für den Stadtumbau ist der Wohnflächenbedarf pro Person. Zu

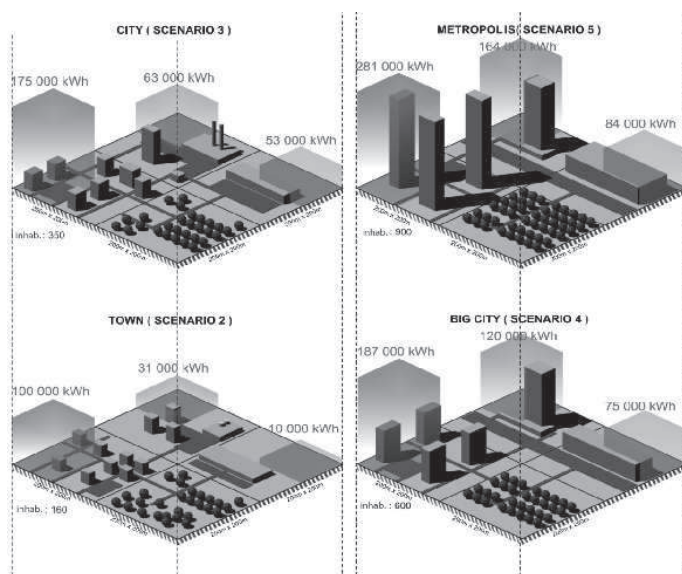


▲ Abb.: Bestandsanalyse, INIK-Projekt 2009, (oben: 3D Modell; Mitte/oben: Fernwärmeanschlüsse; Mitte/unten: Baualterskl.; unten: Energieverbrauch) (Quelle: INIK)

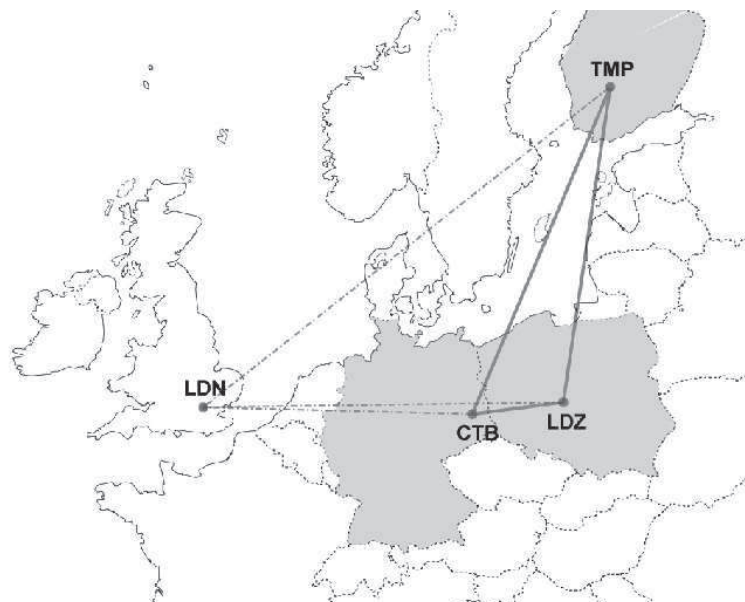
Beginn des 20. Jahrhunderts bewohnte eine Person durchschnittlich 8 m². Im Jahr 1950 benötigte in Nordrhein-Westfalen eine Person schon 15 m² Wohnfläche zum Leben. Diese Zahl erhöhte sich im Jahr 2000 weiter auf 41 m² pro Person. Die explosionsartige Wachstumszunahme des Bedarfs wird wohl nicht unendlich sein, aber theoretisch gesehen ist ein Wachstum bis 100 m² pro Person bis 2050 möglich.⁶ Diese veränderten Wohnstandards sind auch in Regionen mit schrumpfenden Bevölkerungszahlen wirksam. Wie sich die Erhöhung des Flächenbedarfs und gleichzeitig der Bevölkerungsrückgang auf den Stadtbau und die gesellschaftlichen Strukturen auswirken, wird mit Hilfe digitaler Simulationstechniken im INIK untersucht. Die Phänomene der weltweiten Schrumpfungprozesse sind international im Initiativprojekt

„Shrinking Cities“ der Kulturstiftung des Bundes untersucht worden. Die dynamischen Transformationsprozesse des urbanen Raums haben im 20. und 21. Jahrhundert unterschiedliche Ursachen. Nach Angaben der UN wird das starke Bevölkerungswachstum und die Landflucht bis 2070 andauern und sich dann erst verlangsamen.⁷ Wir können jedoch in postindustriellen Gebieten der Welt Prozesse beobachten, die zum Rückgang der Bevölkerung und der urbanen Strukturen führen.

„Schrumpfen wird in Zukunft ein ebenso selbstverständlicher Entwicklungsprozess sein wie Wachsen. Dabei wird es zunehmend seine bisherige Stigmatisierung verlieren und als ein Szenario gesehen werden, dass neben Nachteilen auch Vorteile birgt und zu eigenen Formen der Erneue-



▲ Abb.: Workshop, Szenarien urbaner Dichten (Quelle: Sokolinskil / Jamrozik)



▲ Abb.: Internationaler Workshop – Finnland, Polen, Deutschland, 2008 (Quelle: Ilija Vukorep)

rung und Veränderung führt. In den Stadtdiskursen in den USA ist mit der Begriffsverschiebung von ‚Urban decay‘ und ‚Urban decline‘ zu ‚Shrinking Cities‘ bereits ein solcher Wertewandel ansatzweise erkennbar. Zugleich bleibt die Schrumpfungstransformation auch langfristig mit gesellschaftlichen und ökonomischen Konflikten verbunden, wie etwa Verteilung gesellschaftlichen Wohlstands, Konflikte über tradierte Besitzstände und ihre Kosten etc.“ (aus Hypothesen zum städtischen Schrumpfen im 21. Jahrhundert von Philipp Oswald, Projekt Schrumpfende Städte)

Im Rahmen von INIK-Projekten werden weitere veränderliche Größen mit Einfluss auf die Transformation urbaner Gebiete untersucht. Hierzu gehören auch Erforschungen von Umsiedlungen, die durch den Braunkohleabbau in der Lausitz stattfan-

den, bzw. noch stattfinden. Hier machen Gemeinschaften einen extremen Umbauprozess durch. Die „Vorher-nachher“-Analyse ist nicht nur die Beobachtung reiner baulicher Veränderung, sondern auch die langfristige Betrachtung gruppenbezogener und individueller Daten wie Zusammengehörigkeitsgefühl, Nachbarschaftsdaten, Zufriedenheit und Umsiedlungstendenzen der Bewohner, aber auch die Entwicklung der Betriebskosten, die Wertentwicklung der Grundstücke und der Häuser.

Simulationen, die im Rahmen dieser Projekte entstehen, hängen von umfangreichen Datenerhebungen ab. Der ermittelte Output wird unterschiedlich verwertet, wie z.B. in Form so genannter Datamaps - Überlagerung von quantitativen und geografischen Daten. Neben der Visualisierung unterschiedlicher baulicher Zustände und deren

Varianten ist die gleichzeitige Darstellung verschiedener Datensätze in diagrammatischer Form möglich. Die Bilder 6 - 7 zeigen beispielhaft diagrammatische Gegenüberstellungen von Flächen und Volumen im korrekten Proportionsverhältnis. Daten und Zahlen werden so einfacher vermittelt.⁸

Um die Möglichkeiten des Einsatzes digitaler generativer Entwurfsverfahren im Städtebau zu studieren und zu erweitern, fand im Dezember 2008 ein mehrwöchiger internationaler Workshop mit dem Titel „Algorithmic Urbanism“⁹ statt. Einer der drei untersuchten Standorte war der Ort Heidemühl, der aufgrund des Braunkohleabbaus umgesiedelt wurde. Drei Gruppen der Studierenden entwickelten unter Anleitung externer Tutoren Strategien zu Siedlungsentstehung und -wachstum. An einem konkreten Ort ohne urbanen Kontext sind Siedlungszustände simuliert worden, die gewachsenen Strukturen ähneln. Es sind drei Hauptparameter, die bei allen drei Arbeiten auftauchen: der Zufall als Generator unregelmäßiger Strukturen, Attraktoren als Anziehungspunkte/ Lokalisatoren struktureller Besonderheiten und die Einschränkung der Ausbreitung. Die Ergebnisse der Arbeit im Workshop werden zukünftig als Grundlage für das aktuelle Hochschulprojekt zum Thema Umbau und Umsiedlung verwendet, sowie für weitere Simulationen generativer Schrumpfungprozesse.

¹ Städtebau folgt Diktaten, dem hippodamischen römischen System, den Regelwerken der bürgerlichen Städte, modernistischer Auflockerung oder der Berliner Traufhöhenbestimmung.

² CAD – Computer Aided Design / Computergestütztes Entwerfen / GIS – Geographic Information System / Geografisches Informationssystem / GPS – Global Positioning System / Globales Positionsbestimmungssystem

³ Als Vorreiter im Bereich städtebaulicher Simulation gilt das Team „Kaisersrot“ (Prof. Ludger Hovestadt von der ETH Zürich). Schon 2001 entwickelte das Team gemeinsam mit Kees Christiaanse im Projekt „DesignYourOwn-Neighbourhood“ eine Software, die selbstgenerierende größenoptimierte Siedlungen aufbaute. Diese passten

sich unterschiedlichen Umgebungen, Nutzungen und externen und internen Einflüssen genetisch an.

⁴ Der Siegeszug populärer digitaler Urbanisierung begann mit der Übernahme der 3D-Modellierungssoftware SketchUp durch Google und der Implementierung der 3D-Modelle in Google-Earth im Jahr 2006. Somit wurde es für jedermann möglich, Gebäude und Geländetopografien in ein öffentliches GIS-System einzubauen. Die Popularität der erwähnten Software offenbart ein grundlegendes Phänomen: Einfachheit der Bedienung und bessere Visualisierung. Somit steigt die Akzeptanz bei der Nutzung von Software, die vor kurzem nur spezialisierten Kreisen vorbehalten war.

⁵ DSS - Decision Support Systeme sind computergestützte Systeme die zur operativen und strategischen Entscheidungsunterstützung dienen

⁶ „Demographischer Wandel und längerfristiger Wohnsiedlungsflächenbedarf in den Gemeinden und Kreisen Nordrhein-Westfalens, Abschlussbericht“; Angelika Münter unter Mitarbeit von Peter Kolligs; Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS NRW), Fachbereich Raumordnung und Landesentwicklung

⁷ Dt. Stiftung Weltbevölkerung, www.dsw-online.de

⁸ Visualisierung dynamischer Daten hat sich durch die rasante Softwareentwicklung in den letzten Jahren sehr entwickelt. Durch die Software Grasshopper (www.grashopper3d.com) oder Processing (www.processing.org) wird diese Technik auch für nicht Softwarespezialisten ermöglicht. Theoretische Grundlagen komplexer Datenvisualisierung hat Edward R. Tufte in seinen Schriften „Beautiful Evidence“, „Visual Explanations“, „Envisioning Information“ und „The Visual Display of Quantitative Information“ gelegt.

⁹ Die Teilnehmer der TU Tampere aus Finnland, der TU Łódź aus Polen und der Hochschule Lausitz besuchten sich gegenseitig an ihren Hochschulen. Im Laufe des Workshops arbeiteten sie unter der Leitung von Anssi Joutsiniemi (derzeit Gastprofessor an der Hochschule Lausitz), Kimmo Ylä-Anttila, Prof. Weronika Wisniewska, Kristof Crolla, Monika Bliska und Prof. Ilija Vukorep. Unterstützt wurde der internationale Workshop vom DAAD und den Firmen Autocad sowie Vattenfall.



- ◀ Abb.: Slawomira Derylo aus Polen studiert Architektur an der Hochschule Lausitz, Cottbus, 2009
(Quelle: Lars Scharnholz)

Im Folgenden möchte ich den Versuch unternehmen, Aspekte zukünftiger Entwicklungswege des Studienganges Architektur der Fachhochschule Lausitz zu diskutieren. Ich gehe davon aus, dass es wenig Sinn macht, ein vollständig neues Leitbild zu entwickeln, das die bisherigen Arbeitsergebnisse, Strukturen und Profilbildungen des Studienganges ignoriert. Vielmehr geht es mir darum, mögliche Alleinstellungsmerkmale herauszuarbeiten, die sich bereits abzeichnen, Zielgruppen zu untersuchen, die sich schon jetzt darstellen und Strategien zu umschreiben, die schon heute diskutiert werden. Ich untersuche daher zunächst die vorhandenen und schon erkennbaren Potenziale. Auf dieser Grundlage schlage ich dann Ziele vor und diskutiere erste Umsetzungsmöglichkeiten.

Curriculum

Die Chance des Studienganges Architektur an der Cottbuser Fachhochschule steht in Verbindung mit seiner regionalen Verankerung. Nicht, um im eigenen Saft zu schmoren, sondern weil die Region ein zukunftsweisendes Modellpotenzial besitzt. Die Lausitz nimmt heute Entwicklungen vorweg, die ganz Europa maßgeblich verändern werden. Ansichten aus dem Jahr 2005.

Von Lars Scharnholz

Die Motivation zu dieser persönlichen Betrachtung gab mir meine Arbeit an der Fachhochschule Lausitz, die ich im April 2002 begonnen habe und in wenigen Tagen abschließen werde. Gerade die Einbindung in die Ausbildung, die zahlreichen hilfreichen Gespräche mit Studenten und Lehrenden und nicht zuletzt die strategischen Gedanken zu einem An-Institut, waren Auslöser für diese abschließende Betrachtung. (...)¹

Alleinstellung

An welcher Stelle könnte die Suche nach zukünftigen Entwicklungswegen beginnen? Wo sollte man ansetzen, wenn es darum geht, erweiterte Konzepte für die Ausbildung zu finden? Wesentliche Grundlage einer Weiterentwicklung von Studiengangstrategien könnte zunächst die Suche nach Alleinstellungsmerkmalen sein. Der Studiengang Architektur der Fachhochschule Lausitz befindet sich zweifelsohne in Konkurrenz zu anderen Architekturhochschulen im lokalen, regionalen und überregionalen Kontext. In einer Konkurrenzsituation zählen gerade die Eigenschaften, die die eigene

Schule vom akademischen Rest im Einflussbereich unterscheiden. Welche könnten das sein? (...)

Netzwerk International

Die Suche nach Alleinstellungsmerkmalen sollte nicht darin bestehen, zunächst die Defizite herauszusuchen, sondern vielmehr darin, die positiven Entwicklungen der letzten Jahre zu betrachten. Wenn auch erst auf den zweiten Blick, fällt hier das internationale Netzwerk des Studienganges auf. Der Studiengang Architektur hat gerade im Verhältnis zur Gesamtzahl der Studenten eine erwähnenswerte Struktur an Kooperationskontakten

mit Hochschulen aufgebaut. Insbesondere die polnischen Schulen sind dabei wichtige Partner. In diesem Kontext ist eine aktive internationale Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen nicht alleine durch die Teilnahme am Sokrates-Erasmus-Programm messbar. Nachweis einer engagierten Netzwerkarbeit sind auch internationale Workshops an Partnerhochschulen, Exkursionen, Vorträge, Ausstellungen und Forschungsaufenthalte in Wrocław, Łódź, Kraków oder Gliwice. Dadurch, dass der Studiengang Architektur als erster in Deutschland vom Diplommodell zur Bolognastruktur mit Master- und Bachelorprogramm umgestellt

▼ Abb.: Workshop, Industry versus Time Versus City, Gliwice, 2004 (Quelle: Lars Scharnholtz)



wurde, ist auch an der Hochschule ein deutliches Signal für mehr Internationalität gesetzt worden.² Warum aber sollte ein Alleinstellungsmerkmal unterstrichen werden, dass die etablierte Rolle der regionalbezogenen Fachhochschule negiert? Warum ein internationales Netzwerk fördern, wenn kaum Kraft da ist, die Kontakte nach Potsdam, Wildau oder Brandenburg zu halten? So berechtigt die Frage auf den ersten Blick erscheinen mag, so widersinnig ist sie doch in Anbetracht der Tatsache, dass sich diese Hochschule inmitten einer ziemlich spannenden europäischen Grenzlandschaft befindet. Einer der deutsch-polnischen Standortvorteile in Cottbus ist die Lage an der Autobahn nach Wrocław, nach Oberschlesien und Kraków. Von dort kommen die ausländischen Studenten.

Bei einer kleinen Fragerunde mit Architekturstudenten aus Polen im Dezember 2004 ergab sich, dass gerade die FH-Lage an der deutsch-polnischen Grenze ein schnelles und häufiges Pendeln zwischen den Ländern ermöglicht: Die Lage der Hochschule ist also ein Standortvorteil. (...) Der andere deutsch-polnische Standortvorteil ist die Lage in der Euroregion. Zu den Grenzstädten Guben-Gubin, Forst (Lausitz), Bad Muskau-Leknica fährt man jeweils 45 Minuten. Das internationale Interesse an der deutsch-polnischen Lausitz – in den vergangenen fünf Jahren bekundet durch Studienbesuche der Uni in Hannover, der Universität Wien oder der Harvard School of Design – zeigt wie sehr die Grenzregion im Fachinteresse anderer Hochschulen steht.

Für den Studiengang Architektur liegen diese Orte vor der Haustür. Die Arbeit in Guben und Gubin zu Beginn des Jahrzehnts und die gegenwärtigen Projekte in Forst (Lausitz) machen deutlich, dass diese Potenziale für die Lehre mühelos genutzt werden können. Aber auch bis nach Zielona Góra, Lubsko,

Zagan oder Zary braucht man kaum länger als eine Stunde. Ein engmaschiges Kooperationsnetzwerk von Hochschulen mit den Kommunen fehlt bisher jedoch weitestgehend. Dieses aufzubauen und mit Partnern aus anderen Regionen der Welt zu teilen, ist möglicher Weise eine Chance der Fachhochschule und ihrer Architekturabteilung.³

Industrielandschaft

Die „Grenzregion“ Lausitz ist ein „Raumlabor“ mit dem sich der Studiengang Architektur erst in den letzten vier Jahren intensiver auseinandergesetzt hat. Die „Industrieregion“ Lausitz hingegen wurde schon intensiv untersucht. Das zeigen zahlreiche Diplomarbeiten, Seminare, Entwurfsarbeiten und Konferenzbeiträge der FH Lausitz sowie nicht zuletzt auch in deren Folge umgesetzte Bauvorhaben.

Die Nachnutzung von Tagebaurestlöchern, die Umsiedlungsplanung von bergbaulich beanspruchten Siedlungsstrukturen, die enge Kooperation mit der Internationalen Bauausstellung, eine Professur für Industriefolge, eine Honorarprofessur zum Umsiedlungsmanagement und die Analyse des modernen Bauerbes der Weimarer Zeit sind Bausteine und Indiz einer intensiven gestalterischen, praktischen und theoretischen Auseinandersetzung mit der Industrielandschaft Lausitz.⁴

Dass hierin ein Alleinstellungsmerkmal besteht, welches diesen Studiengang von anderen Architekturausbildungen unterscheidet, wird vielleicht gerade deshalb vergessen, weil mit der spröden und schlichten Industrielandschaft der Lausitz nicht viel Spannendes verbunden scheint. Nachdenklich sollten jedoch die langen Regale mit Dissertationen, Diplom- und Semesterarbeiten, Stegreifentwürfen und Werkstattergebnissen stimmen, die man im Keller der IBA-Geschäftsstelle in Großrä-

schen findet. Hier hat sich in den letzten Jahren eine Menge von Wissen angesammelt: Das Thema „Industrieregion Lausitz“ wird von der internationalen Hochschulwelt seit 15 Jahren mit sehr großem Interesse verfolgt.⁵

Praxis + lokal

Schließlich bleibt ein Alleinstellungsmerkmal, dass noch nicht besonders deutlich erkennbar ist, deshalb aber nicht weniger wichtig erscheint. Neben der klaren Bezugnahme auf den mittelosteuropäischen Raum und den Brücken zu internationalen Hochschulpartnern ist die Kooperation mit lokalen Freiberuflern und Unternehmen im Bereich der Architektur und Planung wesentlich.

Das heißt nicht nur, dass die Architekturwerkstatt einen erfolgreichen Beginn einer praxisbezogenen Arbeit vor Ort darstellt, sondern auch, dass die Präsenz der Hochschullehrer in Cottbus und der Lausitz zentraler Bestandteil einer glaubwürdigen Hochschularbeit in der Region ist. Erst wenn die Kontakte mit Planern, Unternehmern, Lokalpolitikern auch über den Beginn der zweiten Wochenhälfte hinaus ernsthaft gepflegt werden, gewinnt die Tatsache an Bedeutung, dass die Mehrzahl der Studierenden aus der unmittelbaren Umgebung kommt. (...)

Zielgruppe

Angenommen, die genannten drei Elemente „Netzwerk international“, „Industrielandschaft“ und „Praxis + lokal“ beschreiben zentrale Alleinstellungsmerkmale des Studienganges Architektur. Angenommen hiermit verbunden sind die gewollten oder zufälligen Entwicklungsschwerpunkte der letzten Jahre. Welche Zielgruppen spricht der Studiengang dann an? Für welche zukünftigen Studentinnen und Studenten ist das Architekturstudium im Süden von Cottbus attraktiv? Wer kommt hier-

her und wer nicht? Betrachtet man das „Netzwerk international“, könnten es vor allem Hochschüler sein, die Cottbus als ein Sprungbrett für den europäischen Raum sehen. Dabei spielt es zunächst keine Rolle, ob die Studenten aus der Region kommen und über Cottbus den Weg aus der Lausitz heraus suchen, ob polnische Studenten von Cottbus weiter in die westliche Hochschullandschaft vorrücken, oder ob Studenten aus Spanien in Cottbus ein sicheres „Basiscamp“ für das Abenteuer Mittelosteuropa sehen. Die Fachhochschule könnte in Zukunft ein wesentlicher Treffpunkt sein, um während des Architekturstudiums oder unmittelbar danach wichtige Kontakte für die eigene akademische und professionelle Laufbahn im Netzwerk Europa aufzubauen.

Wesentlich ist dabei, dass sich die Hochschule weiter als bisher auf die Zielgruppe konzentriert, die aus Mittelosteuropa kommt oder dorthin gehen will. Hochschulen, die einen hohen Anteil ausländischer Studenten aufweisen und ein breites internationales Partnerschaftsnetzwerk pflegen, gibt es viele. Hingegen sind Architekturstudiengänge in der Minderzahl, die ein nach Mittelosteuropa zielgerichtetes Kontaktnetzwerk aufgebaut haben und weiterqualifizieren. Gerade deshalb liegt die Chance zunächst im Ausbau der bereits dichten Kooperationsstruktur mit Hochschulen in Polen.

Vor dem Hintergrund des zweiten Alleinstellungsmerkmals „Industrielandschaft“ sind möglicher Weise gerade solche Studenten als Zielgruppe identifizierbar, die sich mit dem industriellen Erbe der Region, der aktuellen Situation des Strukturbruchs und der zukünftigen industriellen Entwicklung der Lausitz beschäftigen wollen. Ostdeutschland ist durch den rasch einsetzenden Schrumpfungs- und Transformationsprozess zu einem Labor für Planer und Architekten geworden. Besonderes Interesse



▲ Abb.: Workshop, Industry versus Time Versus City, Gliwice, 2004 (Quelle: Lars Scharnholtz)

gilt dabei den ehemaligen Industrieregionen der DDR, in denen sich heute die Umbaufgaben als besonders anspruchsvoll darstellen. Dresden, Berlin, Leipzig und auch andere Hochschulen im Osten haben ihre Ausbildungsprofile den Themen „Stadtumbau“, „Strukturwandel“ und „Industriefolgelandschaften“ angepasst. Sie sind aber räumlich nicht unmittelbar am Ort des Geschehens. Gerade hierin liegt vielleicht die Chance der Fachhochschule Lausitz mit der geografischen Spange zwischen Cottbus und Senftenberg: Die Studierenden befinden sich inmitten eines hochkomplexen regionalen Umstrukturierungsprozesses, der nicht nur neue

planerische, sondern auch gestalterische Fragen aufwirft.⁶

Untersucht man schließlich das erläuterte Alleinstellungsmerkmal „Praxis + lokal“ wird klar, dass hiermit insbesondere eine Zielgruppe innerhalb der Region angesprochen wird. Dies ist möglicherweise von Bedeutung, wenn man sich die gegenwärtigen Herkunftsorte der FH-Studierenden ansieht. Der weit größte Anteil – rund 90% - kommt aus der Region und ist vielleicht daran interessiert hier zu bleiben, wenn sich eine berufliche Perspektive ergibt. Gerade vor dem Hintergrund eines praxis-

und lokalbezogenen Studiengangprofils könnte die Fachhochschule die Zielgruppe aus der Lausitz ansprechen. Dies gelingt mit zunehmendem Erfolg dann, wenn durch die Hochschule eine überzeugende Hilfestellung beim Berufseinstieg in der Region geboten wird.⁷

Ziele und Perspektiven

(...) Im bereits angesprochenen Profilbereich „Netzwerk international“ könnte das selbstbewusste Ziel darin bestehen, die entscheidende Architekturverbindung nach Polen und Osteuropa zu werden. Wenn jemand in Zukunft einen langfristigen Hochschulkontakt im Bereich des Planens und Bauens zu den polnischen Hochschulen aufbauen will, sollte die FH Lausitz hier eine der ersten Kontaktadressen sein. Und wenn osteuropäische Studenten eine Architekturausbildung in Deutschland suchen, bei der auf ihre besonderen Bedürfnisse viel Wert gelegt wird, sollten sie zumindest die FH Lausitz in ihre enge Wahl nehmen. Das würde bedeuten, dass ein bi- oder trilinguales Studium angeboten wird, die begonnene Netzwerkarbeit mit Kraków, Wrocław, Gliwice, Łódź aber auch Prag, Bratislava oder Riga ausgebaut wird, eine offensive Öffentlichkeitsarbeit mit externer Hilfestellung entwickelt wird, Ringvorlesungen und Exkursionen sich ohne Ausnahme mit dem Thema „Mittelosteuropa“ beschäftigen und vielleicht die erste deutsch-polnische Fachzeitschrift publiziert wird, Herausgeber „Studiengang Architektur der FH Lausitz“.⁸ Ein mutiges Ziel lässt sich ebenso im Themenfeld „Industrielandschaft“ definieren: Der Studiengang Architektur ist ab 2010 – zum Ende der IBA in Großräschen – die bedeutendste Planer- und Gestalterschule für den Umgang mit Industrielandschaften in Ostdeutschland. Dann gibt es eine solide Architekturausbildung im Bachelor- und Masterbereich sowie in Ergänzung einen Schwerpunktbereich zu Industrielandschaften als Zertifi-

katprogramm. Ein Stipendienprogramm gestiftet von der regionalen Industrie würde das Interesse der privaten Unternehmen unterstreichen und der Ausrichtung einen besonderen Akzent geben.⁹

Und schließlich könnte das Ziel im Bereich „Praxis + lokal“ gerade darin bestehen, dass der thematische Schwerpunkt „Industrielandschaft“ und der Fokus auf ein mittelosteuropäisches Netzwerk mit dem Anspruch eines regionalen Bezuges verbunden wird. Was heißt das für die Zukunft? Gerade weil die Alleinstellungsmerkmale weiter geschärft werden, gelingt es, einige der Absolventen in der Region zu halten. Sie arbeiten dann als Architekten, deren Aufgabe im Gestalten und Planen von hochanspruchsvollen Prozessen zur Nachnutzung industriell überformter Landschaften besteht. Dafür benötigt man möglicherweise nicht nur Absolventen von Fachrichtungen, die sich in den letzten Jahrzehnten aus der Architekturausbildung gelöst haben – dazu gehören unter anderem Teile der Baudenkmalspflege, der Stadtplanung, der Raumplanung, der Regionalplanung oder der Landschaftsplanung. Man benötigt dafür auch den Architekten, der sich neben all diesen planerischen Disziplinen vor allem mit Fragen der Gestaltung beschäftigt. (...) ¹⁰

Der Text ist die gekürzte Textfassung eines Vortrages aus dem Jahr 2005 im Rahmen der Architekturingvorlesung an der Hochschule Lausitz. Die Diskussion hat bis heute an Aktualität nicht verloren.

¹ Die Aufgabe der Hochschultätigkeit bestand auch in der strategischen Ausrichtung und wirtschaftlichen Entwicklung des INIKs.

² Der Umstrukturierungsprozess im Rahmen der Bologna-Strategie ist insbesondere dem Engagement von Karl Plastrotmann zu verdanken.

³ Die Argumentation bezog sich insbesondere auf den zu erwartenden Rückgang der Studierenden an der Hochschule Lausitz. FH und BTU beziehen weit über 50% der Studierenden aus der Region. Diese Zugänge haben durch Geburtenrückgang („Wendeknick“) und demografische Transformation bereits abgenommen. Die Tendenz wird sich fortsetzen. Alleine durch die Abiturienten aus Brandenburg, lassen sich die Lausitzer Hochschulen nicht auslasten. Daher ist es von grundlegender Bedeutung, internationale Studierende aus den Nachbarländern zu gewinnen.

⁴ Angesprochen werden hier die interdisziplinären Zusammenhänge der regionalen Themen im Kontext der planerischen und gestalterischen Disziplinen: Überalterung der Gesellschaft, psychosoziale Folgen des Strukturbruchs, regionale Ökonomien und schrumpfende Regionen, Energieeffizienz und Stadtumbau, etc. .

⁵ Die hier erwähnten Arbeiten machen deutlich, dass die Themen der Lausitz von internationaler Relevanz sind und Erkenntnisse aus der Region heraus auf andere räumliche Kontexte übertragbar sind. Vielfach wird in der Fachliteratur erwähnt, dass durch die Wende und die damit verbundenen Folgen eine „Laborsituation“ von internationaler Bedeutsamkeit entstanden ist.

⁶ Die Problematik liegt in der meist geringen Wertschätzung regionaler Themen an der FH. Wenn z. B. das akademische Auslandsamt beim Besuch internationaler Gäste die Besichtigung von schrumpfenden Ortsteilen, Tagebauanlagen oder umgesiedelten Orten meidet, sieht das zunächst nach wohlwollender Gastfreundschaft aus. Bedenkt man aber, dass viele Fachexkursionen anderer Hochschulen in die Lausitz führen, um die facettenreichen Folgen von regionalen Transformationen zu erleben, sollte man derartige Schwerpunktsetzungen überdenken.

⁷ Dies gelingt insbesondere unter aktiver Nutzung der bestehenden Angebote wie Mentoring-Programmen, Lotsendiensten oder Businessplanwettbewerben.

⁸ Durch das Engagement von Markus Otto konnte dieser Baustein weiterentwickelt werden. Seit einigen Jahren werden internationale Studenten des deutsch-polnischen Studienganges von einem an der Hochschule beschäftigten Koordinator betreut. Das Projekt sollte zukünftig stärker beworben werden.

⁹ Die Kontakte zur IBA haben seitens des Studiengangs Architektur seit 2005 deutlich nachgelassen. Die Idee des Stipendienprogramms wurde vom INIK weiterentwickelt, konnte jedoch aus wirtschaftlichen Gründen nicht umgesetzt werden. Der Versuch einer Finanzierung

durch Mittel von Vattenfall Europe in Kombination mit der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung in Frankfurt (Oder) scheiterte.

¹⁰ Auch hier sei auf die aktuellen Rahmenbedingungen für das Berufsbild „Architekt“ verwiesen: Die hohe Arbeitslosigkeit der Architekten in Brandenburg und den übrigen Neuen Ländern, die seit über 10 Jahren andauernde Wirtschaftsschwäche auf dem Bausektor in Ostdeutschland, der drastische Rückgang von Neubauvorhaben sowie die Tatsache, dass heute weniger als 10% der gestalterischen Bauleistungen von Architekten übernommen werden. Das Leitbild „klassische Architekturausbildung“ an einer regional verankerten Hochschule in der Lausitz ignoriert die regionalen Rahmenbedingungen. Die Studentinnen und Studenten müssen, angeregt durch die Lehre, interdisziplinär arbeiten und regionale Themen wie Umbau von Stadt und Landschaft, Umnutzung statt Neubau, altengerechtes Wohnen und demografische Verschiebungen, Migration und Umsiedlung, energetische Stadtentwicklung und urbane Transformationsprozesse oder Industriedenkmalpflege stärker in den Vordergrund rücken.



◀ Abb.: Dachebene, Fabrik Noack & Bergami, Forst (Lausitz), 2006, (Quelle: Lars Scharnholz)

Schulfabrik

Industriebrachen sind nur auf den ersten Blick leere, ungenutzte Flächen und Gebäude. Bei genauerer Betrachtung fallen zahlreiche Spuren der Aneignung auf. Häufig sind es Jugendliche, die das Potenzial alter Textilfabriken, Kraftwerke oder Lager entdecken. Diese Graswurzelnutzer sollten bei der Stadtentwicklung ernst genommen werden. Der Bericht eines Lernprozesses.

Von Lars Scharnholz und Sebastian Hettchen

Leere Fabriken sind Freiräume für Neues. In zahlreichen Städten bieten sie Platz für Experimente und viel Kreativität. Meist sind es junge Menschen, welche die Potenziale erkennen und vielfältig nutzen. Fabrikhallen als Skaterbahnen oder Soundspaces, Lagerschuppen als Fahrradwerkstatt oder Fetenclub, Produktionsräume als Künstlerateliers oder Existenzgründerflächen. Gerade die großen Städte haben gelernt, dass die Entfaltungsmöglichkeiten und Aneignungsbemühungen der jungen Nutzer zwar unkonventionell, aber langfristig durchaus gewinnbringend sind. Das gilt für die Stadtkultur, aber auch für die wirtschaftliche Entwicklung. Beispiele wie das Berliner Tacheles in Mitte oder die Leipziger Baumwollspinnerei am Karl-Heine-Kanal zeigen außerdem, dass die Kreativfabriken das Außenbild der Städte erheblich verbessern können. Beide Projekte haben einst als „Grass-Root-Vorhaben“ ihren Anfang genommen, wurden zunächst wenig ernst genommen und gelten heute als wesentliche Orte der städtischen Kultur.

Potenziale in der Lausitz.

Warum also nicht auch in den vom Strukturbruch betroffenen Städten der deutsch-polnischen Grenzregion? Die Industriestädte der Lausitz sind voller leerer Fabriken und ungenutzter Industrieflächen: Überschüssige Freiräume, die geradezu einladen, spontan in Anspruch genommen zu werden. Doch die privaten und öffentlichen Eigentümer tun sich schwer mit der Revitalisierung durch zahlungskräftige Investoren. Die Nachnutzungen, kommen sie überhaupt zustande, entwickeln sich nicht selten ohne Verbindung zu den lokalen Gegebenheiten oder widersprechen ihnen vollständig.

Erste Raumpioniere, die sich leere Fabriken angeeignet haben, gibt es auch in den deutschen und polnischen Städten der Lausitz. Sie arbeiten meist in Netzwerken, haben Vereine gegründet und Kontakte zu vergleichbaren Vorhaben in den großen Städten im Umfeld von Berlin aufgebaut. Die Projekte kommen von „unten“ und basieren auf einem beachtlichen Maß an Eigeninitiative. Finanziert werden die „Grass-Root-Projekte“ über kleine Einnahmen, lokale oder regionale Förderprogramme oder Sponsoringhilfen. Im Wesentlichen wird die Arbeit ehrenamtlich geleistet. Bisher stellen sich die Verbindungen zwischen den jungen Kreativwerkstätten in alten Fabriken und den Verwaltungen der kleinen Städte jedoch als konfliktreiches Verhältnis dar. Die Erwartungshaltungen und

Auffassungen von Lebensstilen gehen weit auseinander. Die Probleme sind hinlänglich bekannt, scheinen aber dennoch nur schwer zu überwinden: Die Städte träumen von Apfel- oder Rosenköniginnen und Jugendsportfesten, die Jungen von Reggae und Hard Rock. Die Diskussionen über das Für und Wider von Punkparties in Fabrikhöfen und Hanfproduktmessen in Lagerhallen wirken emotional überladen und führen rasch in die Sackgasse.

Experimentierfabrik als Stadtviertel

Dabei ist eine Annäherung vor allem für die Städte sehr wichtig. Warum? In zahlreichen Kommunen, in denen bis vor wenigen Jahren noch der Motor industriellen Reichtums die Wirtschaft mit Kapital und gestalterischen Innovationen antrieb, zeigen

▼ Abb.: Pürschel Fabrik, Brandenburgtag 2006, Forst (Lausitz), (Quelle: Henning Seidler)



sich heute deutliche Signale andauernder ökonomischer Spannungen. Die finanziellen Mittel für einen nachhaltigen Strukturwandel sind noch nicht in Sicht, weil der plötzlich einsetzende Umbruch keine ökonomischen Reserven frei setzte, die über Jahrzehnte aufgebaut werden konnten. Zur Lösung der Probleme läge es nahe, durch offensive Vermarktungskampagnen neue Investoren zu finden. Man könnte aus den umgebauten Regionen Europas lernen, die den Strukturwandel zumindest in Teilen gemeistert zu haben scheinen. Schließlich hat man dort in den letzten drei Jahrzehnten ausprobiert, wie man Industriereviere umbaut und alte Fabriken durch Neunutzungen wiederbelebt.

Manchester, Völklingen und Gelsenkirchen als Beispielgeber für die deutsch-polnische Region? So einfach ist es nicht. Die Frage nach einer raschen wirtschaftlichen Rehabilitation ganzer Reviere und die Aneignung nicht mehr betriebsnotwendiger Industrieflächen stellten sich in der Lausitz nur bedingt. Ein schneller, flächendeckender Aufholprozess scheint kaum möglich. Mit den Erkenntnissen aus den rehabilitierten Industrieregionen im Westen kommt man den Lösungen wohl näher. Für eine zufriedenstellende Lösung bedarf es aber neuer Ansätze vor Ort.

Suche vor Ort

Die deutsch-polnische Region ist also auch weiterhin auf experimentierfreudige Selbstversuche angewiesen. Wer hier Fabriken umbauen will, sollte auf das lokale Engagement setzen. Das hat insbesondere die um die Nachnutzung der Bergbaufolgelandschaft bemühte Internationale Bauausstellung (IBA) gezeigt. Einige der ganz großen Powerprojekte lassen bis heute auf sich warten, die kleinen Vorhaben mit partizipativem Ansatz aber waren erfolgreich. Projekte wie die Tagebauwanderungen in Welzow, Biotürme in Lauchham-

mer, die Reaktivierung des Bergbaudorfes Pritzen aber auch die Förderbrücke F-60 konnten umgesetzt werden, weil die IBA die Menschen ernst genommen und bei ihren Vorhaben auf Augenhöhe begleitet hat.¹

Die enge Zusammenarbeit mit den lokalen Akteuren und Entscheidungsträgern ist dabei nicht nur mit einer höheren Akzeptanz der Projektergebnisse verbunden, sie sichert auch die weitgehende Einhaltung realistischer, nutzerbezogener Investitionsmaßstäbe. Denn wo alte Industriesubstanz heute mit aufwendigen Mitteln saniert wird, kann schon morgen die Betreibung am fehlenden Geld scheitern.

Doch wie kann eine Brücke zwischen kommunalen Entscheidungsträgern und den jungen Bürgerinnen und Bürgern geschlagen werden? Wie lässt sich die Nachnutzung nicht mehr betriebsnotwendiger Industriebauten mit den Menschen vor Ort umsetzen? Wie lassen sich neue Wege finden, um Spontanutzungen von alten Lagerhäusern durch Jugendliche oder kreative Schülerprojekte in leer geräumten Textilfabriken in die Stadtentwicklung einbeziehen? Ein Blick nach Forst (Lausitz) kann hier Anregungen geben.

Forster Lösungswege

Die Neißestadt in regionaler Randlage ist nicht alleine geprägt von den wunderbaren Bauten des Architekten und Stadtbaurates Rudolf Kühn, die mit Krematorium und Siedlung Jerusalem eine bisher wenig beachtete Seite der Weimarer Moderne in Ostdeutschland zeigen. Forst (Lausitz) stellt sich bis heute insbesondere als Eldorado der baulichen Hinterlassenschaften einer einst pulsierenden Textilindustrie dar. Die städtische Landschaft ist geprägt von einer Fülle unterschiedlichster Produktionsgebäude, Kraftwerke und Werkshallen aus

dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Die mit diesen baulichen Ressourcen verbundenen Chancen hat die Stadt lange Zeit wenig beachtet. Ein wichtiger Richtungswechsel kam 2004 mit dem Forster Tuch. Eine junge Gruppe von Berliner Künstlern, Planern und Architekten überzeugte die Stadt davon, die Menschen an die Hand zu nehmen und mit ihnen gemeinsam über industrielle Vergangenheit und Zukunft der Stadt zu sprechen. Entstanden ist dabei ein riesiges Patchworktuch, das sich aus vielen kleinen von Forster Bürgern gestalteten Tüchern zusammensetzt. Das Konzept hieß: Stadtbau als Partizipationsprozess zum Anfassen.

Inzwischen ist Forst (Lausitz) in die Offensive gegangen, beschäftigt sich mit dem wachsenden räumlichen Vakuum in der Stadt und will einen wichtigen Industriekomplex erhalten: Die mit etwa 15.000 m² Bruttogeschoßfläche recht große C. H. Pürschelfabrik am Mühlengraben im Nordosten der Stadt. Bei der Nachnutzung setzt man nicht auf Investoren von außen, sondern auf die endogenen Potenziale in der Stadt und im deutsch-polnischen Umfeld.

Die in der Stadt bisher dezentral verteilten Kultur- und Wissenseinrichtungen – die Bibliothek, ansässige Forschungsinstitute, Teile des Textilmuseums, Sammlungen und Archive – sollen an einem Ort gebündelt werden. Geplant ist also kein Neubau, sondern vielmehr der sensible Umbau einer geeigneten historischen, unter Denkmalschutz stehenden Industrieanlage. Durch die Konzentration dieser Einrichtungen könnten so langfristig die laufenden Kosten gesenkt und die städtischen Einrichtungen effizienter genutzt werden.²

Zugute kam der Revitalisierungsidee, dass die seit Anfang der 1990er Jahre leer stehende Fabrik in

unmittelbarer Nachbarschaft zum Landratsamt und einer bereits im Umbau befindlichen Kulturfabrik liegt. So können vorhandene Einrichtungen im Umfeld einbezogen und durch das neue Projekt in ihrer Funktion gestärkt werden. Zu Beginn des Jahres 2006 wurde die Stadt Eigentümerin des Industriekomplexes C. H. Pürschel und hat mit der Planung und denkmalgerechten Dokumentation begonnen. Bis zum Projektabschluss wird es aber noch dauern. Ein komplizierter Finanzierungs- und Abstimmungsweg steht nun bevor, der sich über die kommenden Jahre erstrecken kann.

Zwischennutzung mit Schülern

Aber warum so lange warten? Die Fabrik ist vorhanden und kann – sicherlich mit deutlichen Einschränkungen – genutzt werden. Zum Beispiel am 10. Brandenburger Tag im Spätsommer 2006. Damals konnte man sich die alte Pürschel Fabrik von innen und außen ansehen. Schülerinnen und Schüler des in Forst (Lausitz) ansässigen Friedrich-Ludwig-Jahn Gymnasiums hatten zum Event „Fabriken entdecken“ eingeladen und die alten Produktionshallen als Räume für Installationen und Events genutzt. Thema war weniger der Blick in die industriegeschichtliche Vergangenheit des Hauses als vielmehr die temporäre Nutzung.

Danny Kieschnik, Schüler am Friedrich-Ludwig-Jahn Gymnasiums, suchte schon seit längerer Zeit geeignete Räume für eine in Forst (Lausitz) bis heute fehlende Skaterbahn. Mit Unterstützung des im benachbarten Cottbus ansässigen Wheel e. V. baute er zum Brandenburger Tag einige Grindeelemente in der Pürschelfabrik auf. Manja Förster, Dannys Mitschülerin, verwandelte die alte Kraftzentrale in ein Gartenparadies. Die Pflanzen wurden von einer lokalen Gärtnerei zur Verfügung gestellt. Und den Forster Schülerinnen Mandy Jahnke und Elisabeth Schwarzenberg gelang es, mit selbstgebauten In-

strumenten und Tonaufnahmen, ungewohnte Klänge in den Fabrikhallen zu testen. Unterstützt wurde das Projekt von der Internationalen Bauausstellung (IBA). Die Ausgaben lagen bei etwa 1.000 EUR.

Fabrik macht Schule

Die Schüler waren zufrieden und wollten mehr. Inzwischen hat die Stadt erkannt, dass die Bemühungen von „Fabriken entdecken“ mit dem in diesem Jahr begonnenen Projekt „Soziale Stadt – Forster Innenstadt“ eine Fortsetzung finden können. Ziel ist es, junge Nutzer, Fabrikeigentümer und die Stadtverwaltung über einen längeren Zeitraum an einen Tisch zu setzen. Schrittweise sollen die unterschiedlichen Erwartungen und Vorstellungen offen diskutiert, mögliche Lösungswege skizziert

und Projekte gemeinsam vorbereitet werden. Mit der „Sozialen Stadt – Forster Innenstadt“ könnte so das Netzwerk „Fabrik macht Schule“ entstehen, welches das Engagement der Schüler ernst nimmt und Nutzungen in alten Fabriken nicht nur toleriert, sondern auch unterstützt. Geplant ist dabei, insbesondere bestehende Fabrikprojekte von jungen Forster Raumpionieren einzubeziehen: So nutzt der Verein „Park 7“ in Forst (Lausitz) bereits seit Jahren ein altes Industriegelände in der Parkstraße. Gründer waren Schüler des Forster Gymnasiums, die einen Freiraum für Experimente gesucht haben. Inzwischen bietet „Park 7“ eine Drogenberatung, ist Reparaturwerkstatt, Tonstudio, Café, Ausländerhilfe und Partyort.³

▼ Abb.: Pürschel Fabrik, Brandenburgerstag 2006, Forst (Lausitz), (Quelle: Henning Seidler)





▲ Abb.: Pürschel Fabrik, Brandenburgerstag 2006, Forst (Lausitz), (Quelle: Henning Seidler)

Im Rahmen des Netzwerkes „Fabrik macht Schule“ sollen auch Workshoptreffen organisiert werden, bei denen sich die Schüler und Verwaltungsmitarbeiter aus Forst (Lausitz) mit den Akteuren vergleichbarer Vorhaben aus den Städten in der Region treffen. Damit wird nicht nur der Austausch zwischen den Gruppen innerhalb einer Stadt, sondern auch die Querinformation zwischen Akteuren unterschiedlicher Standorte möglich. Auf diese Weise können Vorurteile abgebaut und gemeinsame Interessen besser verfolgt werden. Und man nimmt den Ball des „Forster Tuches“ wieder auf, hilft, dass das viel versprechende Ereignis doch noch „...bleibende Spuren im Sand der Ebene hinterlässt“, wie Wolfgang Kil es im Kontext der Shrinking Cities Diskussion formuliert hat.⁴

Alte Fabriken und neue Nutzungsmodelle

Der Erfolg des Forster Ansatzes hängt davon ab, ob sich die Akteure tatsächlich auf die neuen Wege unkonventioneller Nutzungsstrategien einlassen. Erkannt wurde aber offenkundig, dass die Potenziale vor Ort ernst genommen werden sollten, da die rettenden Investoren aus der Ferne nicht in Sicht sind. Die Rahmenbedingungen für eine kostenaufwendige Nachnutzung von alten Industriehallen, Brikettfabriken oder innerstädtischen Kraftwerken haben sich in den letzten Jahren verschlechtert. Längst sind die Spitzenzeiten der großen Förderprogramme vergangen. Bereits Ende der 1990er Jahre geriet der Aufbau des Ostens mit der verspätet begonnenen Debatte um Schrumpfungsprozesse und notwendige Abrissarbeiten in erhebliche Schieflage. Der Aufbau mündete in den Umbau und die Bauwirtschaft geriet in eine bis heute anhaltende Rezession.

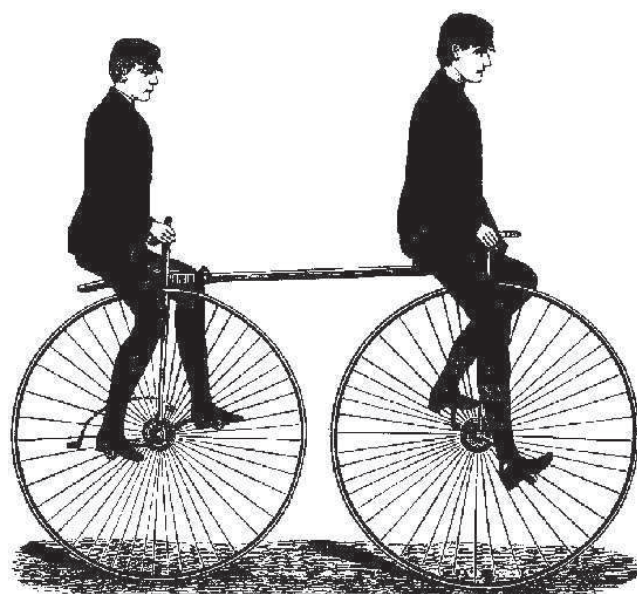
Wie die ersten Schritte in Forst (Lausitz) zeigen, ist die Antwort auf die Ausgangslage möglicherweise kein großer, spektakulärer Wurf, sondern der Versuch, auf kleinem Maßstab Lösungen zu finden. So verlockend die Ansätze klingen mögen, die deutsch-polnische Lausitz mit gewinnverdächtigen Sezierlabors oder kostspieligen Museen hinter alten Fabrikmauern auf Vordermann zu bringen, eine langfristige Trendwende, die zukünftige Entwicklungswege für die ganze Region aufzeigen kann, generieren sie nicht.

¹ S. hierzu u. a.: Welch Guerra, Max und Ulla Schaubert, *Instrumente der räumlichen Planung und ihre Auswirkung auf die Landschaftsstruktur in der Niederlausitz*, Weimar 2004.

² Zuber, Sven, „Forster Visionen. Das Neißezentrum für Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur,“ in: *Museumsblätter*, Potsdam, Museumsverband des Landes Brandenburg e.V., Nr. 9, 2006, 2006, S. 20 – 23.

³ S. hierzu u. a.: Otto, Markus, Karl Plastrotmann und Lars Scharnholtz, *Industriebau als Ressource*, (Forst (Lausitz), Institut für Neue Industriekultur e.V., 2007, S. 170 – 175.

⁴ Kil, Wolfgang, „Neuland denken“, in: *archplus* 173, Zeitschrift für Architektur und Städtebau, Mai 2005, S. 33.



- ◀ Abb.: Tandem, historische Darstellung (Quelle: Wolf Wilhelm, Fahrrad und Radfahrer", Leipzig 1890)

Mentoring

Initiiert durch die Standortmanagerin des Projektes in Cottbus und mit Unterstützung der Hochschule Lausitz nimmt das Institut für Neue Industriekultur INIK seit Mitte 2009 am Mentoring-Programm für Studentinnen und Promovendinnen an den Brandenburger Hochschulen teil.

Von Heidi Pinkepank

So wie Homer's Odysseus seinen Sohn Telemachos dem Freund Mentor anvertraute bevor er in den Trojanischen Krieg zog, so vertraut heute das Land Brandenburg im Kampf gegen die Abwanderung junger gebildeter Menschen aus der Region seine Akademikerinnen (die überproportional stark davon betroffen sind) brandenburgischen Unternehmen an.

Seit etwa fünf Jahren wird das durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds und des Landes Brandenburg geförderte Projekt ‚Mentoring für Frauen – Gemeinsam Zukunft gestalten‘ an den brandenburgischen Universitäten durchgeführt.

Während des zehnmonatigen Programms wird je einer Studentin (Mentee) eine beruflich erfahrene Fach- und/ oder Führungskraft (Mentorin oder Mentor) an die Seite gestellt, die sie über diesen Zeitraum berät, unterstützt und in ihrer Entwicklung begleitet. Durch das so genannte ‚Matchen‘ des Ausbildungsschwerpunktes der Studentin mit dem Berufsfeld der Mentoren und Mentorinnen können diese z.B. bei der Suche nach Praktika, bei dem Schreiben der Abschlussarbeit, in fachlichen Fragestellungen oder beim Herstellen von Kontakten, bei der beruflichen Zielfindung oder bestärkend auf dem bisher eingeschlagenen Weg behilflich sein.

Mit Hilfe des Programms besteht die Möglichkeit, Kontakte in die brandenburgische Wirtschaft zu knüpfen. Weiterhin erleben Mentoren wie Mentees ein vielfältiges Rahmenprogramm, wie beispielsweise Mentorenstammtische und Netzwerktreffen. Des Weiteren erlangen die Mentee praktische Erfahrungen im Projektmanagement und der Teamkompetenz durch die Mitwirkung in einem Mentee-Projekt, bspw. der regelmäßigen

Erstellung eines Mentoring-Newsletters. So erhalten ausgesuchte Studentinnen brandenburgischer Hochschulen, die sich zumeist in der Abschlussphase ihres Studiums befinden, eine kostenneutrale individuelle Förderung, Ideen für die eigene Berufs- und Karriereplanung sowie Zugänge zu formellen und informellen Netzwerken. Zudem nehmen die Mentees an vier professionellen Trainings in den Bereichen Projektmanagement, Bewerbungskompetenz, Persönlichkeitsentwicklung und Genderkompetenz teil.

Stellt das Land Brandenburg, vertreten durch die Standortmanagerinnen der Hochschulen, Odysseus dar, so ist im momentan laufenden 6. Durchgang des Programms das Institut für Neue Industriekultur – INIK in die Gestalt des Freundes Mentor geschlüpft. Und Telemachos, das bin ich, Heidi Pinkepank. Ich bin Diplom-Ingenieurin für Landschaftsarchitektur und schreibe zurzeit meine Masterarbeit im Studienprogramm World Heritage Studies der BTU Cottbus. Was jedoch lerne ich von Vater's Freund Mentor; was rät er mir?

Es ist ein Dienstagmorgen. Nachdem ich meinen Sohn im Universitätskindergarten abgegeben habe, trete ich die innerstädtische Reise zum Institut an, das in den Räumen der Hochschule Lausitz (FH) auf dem Campus Lipezker Straße im Südwesten von Cottbus seinen Sitz hat. Regelmäßig an Dienstagmorgen kommen die INIKs an einem großen quadratischen Tisch inmitten des Raumes zusammen, um aktuell Anliegendes zu erfahren, Projekte zu besprechen, Wissensstände auszutauschen; um zu kommunizieren. Und das ist bereits der erste Aspekt, den ich aus dieser Beziehung mitnehme – ich lerne Unternehmensorganisation kennen: die Bedeutung von Ritualen, von Kommunikation, von Zusammenarbeit.

Bereits beim ersten Treffen wurde dies überdeut-

lich. Schnell wurde mir klar, dass die INIK's sich sehr gut kennen, sich verstehen, sich in ihren Ansichten ähneln und ergänzen, dass „die Chemie stimmt“. Nach einem ersten langen Gespräch im April 2009 wurde auch mir die „stimmende Chemie“ zugesichert und ich als INIK-Mentee aufgenommen. Einen Beweis dafür bekam ich umgehend, wurde ich doch gleich zum anstehenden INIK- Familienwochenende eingeladen. Das Wissen um die Familie, um die privaten Verhältnisse ist in der Zusammenarbeit der Mitarbeiter eines Unternehmens von großer Bedeutung. Genau das erfahre ich beim INIK in idealer Weise. Kinder und Enkelkinder – reichlich vorhanden – sind ein großes Thema, auch im Büro. Sie gehören dazu. Gemeinsame Unternehmungen, wie Wochenendausflüge oder Weihnachtsfeiern sind deshalb auch besonders familienfreundlich gestaltet. Darüber bin ich sehr froh, bin ich doch selbst Mutter eines 5-jährigen und ohne Familie in näherer Umgebung.

Das Thema der freien Mitarbeit bzw. des Selbstständig-Seins ist für mich unter anderen von besonderem Interesse. Mit dem Anspruch, in diesem Feld dazu zu lernen, bin ich in das Mentoring-Programm eingestiegen. Wie ich eine freie Mitarbeit am besten angehe und gestalten kann, welche Vor- und Nachteile es hat und wie die Vereinbarkeit mit der Kinderbetreuung und –erziehung sich verhält, kann ich im INIK sehr anschaulich kennen lernen, nachvollziehen und hinterfragen. Für diese Art der Arbeit sind auch Netzwerke von immenser Bedeutung, diese aufzubauen auch ein Hauptanliegen des Mentoring-Programms ist. Wesentliche Verbindungen, die sich für mich in diesen 10 Monaten entwickelt haben, bewegen sich in Richtung IBA „Fürst-Pückler-Land“ und zum TICCIH, dem Internationalen Komitee zur Bewahrung Industriel- len Erbes. Durch Einblicke in abgeschlossene und laufende Projekte wird mir gleichzeitig der Blick er-

öffnet, welche Vielfalt an unterschiedlichen Fragestellungen das Land Brandenburg im Bereich von Planen und Bauen aufwirft. So fühle ich mich endlich irgendwie ‚angekommen‘, gefestigt und beruhigt, und kann mir nun auch gut vorstellen, hier in der Region zu bleiben.

Die besten Einblicke in die ‚reale Arbeitswelt‘ bekam ich bisher durch das Schreiben eines Angebots unter Hilfestellung der INIKs, das Teilnehmen an einem Bietergespräch im Brandenburgischen Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft sowie die Begleitung des Projektes „Energie in der Stadt“.

Dass ich aus den regelmäßigen Dienstagmorgentreffen zumeist gestärkt herausgehe, hat jedoch vor allem etwas mit der Vermittlung von Werten zu tun. Das Arbeitsklima bei INIK empfinde ich als herausragend. Mir wird Vertrauen entgegen gebracht; meine Kompetenzen werden erfragt; ich fühle mich fachlich anerkannt, was meine Identität und Persönlichkeit nicht unwesentlich stärkt. Doch am meisten beeindruckt mich im Institut immer wieder die Offenheit, mit der die Mitarbeiter sich und mir entgegen treten. Es ist nicht das erste Unternehmen, in das ich Einblick bekomme, doch eine solche Offenheit durfte ich noch nicht erleben. Die Furcht, dass Offen-Sein nur ausgenutzt wird, ist mir immer wieder begegnet. Hier habe ich dieses Gefühl nicht, was ich als sehr positiv und angenehm empfinde. Diese Werte nehme ich auf und trage sie weiter, wohin mich mein Weg auch führen mag. Gern würde ich selbst in Zukunft einmal Mentorin sein und meine Erfahrungen und Wertevorstellungen an eine Studentin weiter geben. Ich hoffe jedoch auch, dass INIK in nachfolgenden Durchgängen des Programms „Mentoring für Frauen“ wieder eine Mentee zu sich aufnimmt und ihr diese, aus meiner Sicht, transparente und

ehrliche Arbeitsweise sowie den von Vertrauen und gegenseitigem Respekt getragenen Umgang miteinander vermittelt.

Bleibt die Frage, was hat das INIK von dieser Tandem-Beziehung? Nach 10 Jahren Institutsidee stellen meine Erfahrungen als Mentee – mein Blick von außen – für das INIK vor allem auch eine Selbstreflexion dar.

Titelbild

Gubener Wolle. Dachgeschoss Mittelbau. 2001.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Herausgeber

Markus Otto und Ilija Vukorep, Institut für Neue Industriekultur INIK GmbH, Cottbus
www.inik.eu

© Institut für Neue Industriekultur INIK GmbH
Titel „INIK Werkbericht 2010“; Cottbus, 2009
Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion

Markus Otto, Lars Scharnholz und Ilija Vukorep

Gestaltung und Satz

Sebastian Hettchen und Lars Scharnholz

Lektorat

Heidi Pinkepank (Gesamtdokument)
Monika Alt ("Moderne" von Markus Otto)

Druck

Druckzone, Cottbus

Bildnachweise

s. Abbildungen.
Alle anderen Abbildungen stammen aus den Archiven der Autorinnen und Autoren.

Printed in Germany
ISBN 978-3-00-029624-6

